E g o n.

Ein Roman

von

Gustav vom See.
Verfasser des „Pfarrhauses zu Aardal."

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von Adolph Wienbrack.
1843.

172.9

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An

Carl von Aarenstiern

bei Holmedal

in der schwedischen Stadthalterschaft Carsstadt.

Als ich vor zwei Jahren zu Dir hinüberkam, befestigten wir auf der hohen Schule des Lebens den Bund der Freundschaft, welchen wir diesseits des baltischen Meeres auf der Hochschule geschlossen hatten. Es war eine schöne erhebende Zeit für uns Beide, als

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

wir die Gebirge Norwegens zusammen durchstreiften. Nie werde ich es vergessen, wie ich mit Dir über das Dovre Fjeld bis zur höchsten Spitze des Sneehaettan gezogen, wie wir uns dann über die Schneefelder und Hochgebirge westwärts gewandt, bis wir hinabstiegen in den warmen, eine südliche Natur athmenden, Sogne Fjord, und Du mir dann noch das Geleit gabst bis Bergen. Jene an poetischen Empfindungen so reiche Reise, Dein Umgang, Freund, und die Erzählung Deiner eignen Erlebnisse, waren die Ursache, daß ich den Versuch machte, die Bilder meiner Phantasie von jenen für mich so erhebenden Tagen zu sipiren, und so entstand „das Pfarrhaus zu Aardal." Ich bezweckte damit nichts als den möglichst langen Genuß einer meiner schönsten

Erinnerungen. Das Mittel, welches ich anwandte, wurde mir aber bald selbst die Quelle von bisher ungekannten Freuden. Als ich geendet hatte, war es mir schwer zu entsagen und — ich gab mich ihnen nochmals hin.

Die Geschichte, welche Du auf den nachstehenden Blättern aufgezeichnet findest, und die größten Theils aus den Papieren einer bereits erloschenen Familie gezogen ist, sie hatte für mich des Ansprechenden so Vieles, daß es wenig Mühe bedurfte, um sie in die vorliegende Form zu bringen.

Dir, mein Carl, sende ich dies Buch, nimm es so auf, wie es entstanden ist. Gern zöge ich mit ihm hinüber zu Dir. Knüpfte mich nicht die Liebe zum Vaterlande mit tausend Fesseln an die deutsche Erde, ich wäre längst

zu Dir nach Schweden gekommen, um mit Dir zu leben in dem schönen Tempel, welchen Du wahrem Familienglück errichtet hast. Grüße mir Deine Mary, Freund! Sag' ihr, ich stände immer noch einsam, immer noch mit der alten Sehnsucht im Herzen.

Wenn Du das Boot lösest, und das Segel aufziehst, um hinüber zu gleiten über die breite Fläche des Sees, nach jenen dunkeln Waldungen, in denen wir so oft gemeinschaftlich geruht, und nach Deinem freundlichen, leuchtenden Schlosse zurückgeschaut — dann nimm dies Buch mit, Freund, Du wirst viele Deiner eignen Gedanken darin wieder finden, und die Erinnerung wird neu aufleben für Deinen

B....see, im Januar 1843.

Gustav.

Erstes Kapitel.

Verschmäht, verbannt, verstoßen,
Folgt Sturm und Ungemach,
Den Heimath=, Elternlosen
Auf allen Wegen nach.
Preciosa.

Der Goldglanz des Abends wogte über dem Thale. Die Gluth der scheidenden Sonne umspielte das erste jungfräuliche Grün der alten Buchenwälder an den Berghängen; drunten blüheten und dufteten die Fruchtbäume und die bunten Blumenteppiche der Wiesen, durch welche der junge Fluß kosend hinabtanzte, mit jugendlicher Kraft leicht die Räder kleiner Hämmer wälzend und sie mit den Schaumwellen seiner Hoffnungen umspielend. Die Lerchen fielen singend aus dem Aether in die sprossende Saat und die Nachtigallen sangen, voll von Frühlingswonne und Liebe.

Auf einem in das Thal vorspringenden, theilweise steil abfallenden Felsen steht das Schloß Greifenstein. Seine Thürme und Zinnen schauen weithin über die

Gegend, über die Wald bewachsenen Höhen, bis zu den immer wilder sich aufthürmenden Bergen, deren eine Seite ihre Quellen zu dem fernen Rhein hinabsendet, während die auf der andern Abdachung springenden Wasser dem Flußgebiete der Weser angehören.

An der Stelle, wo der durch das Thal ziehende Fahrweg dasselbe verläßt, um in mühsamen Windungen zu dem Schlosse hinaufzusteigen, liegt das kleine freundliche Dorf Waldhausen, halb versteckt unter alten Linden und Fruchtbäumen, aus welchen die schlanke, leuchtende Spitze des Kirchthurms anmuthig hervorblickt. Die reinlichen, hellen Häuser zeugen vom Wohlstande ihrer Bewohner, so wie die rings sorgfältig bestellten Felder und kunstgerecht angelegten Wiesen von ihrem Fleiße und ihrer Thätigkeit Kunde geben. Um so auffallender war, zu der Zeit als unsere Geschichte beginnt, dort der Anblick von mehreren kleinen, größtentheils verfallenen, schmuzigen Hütten, welche man mit Hecken und Gräben eng eingeschlossen hatte, wie es schien, in der Absicht, um jede nähere Gemeinschaft zwischen den Bewohnern derselben mit denen des Dorfes zu verhindern.

Ein schmaler, auf beiden Seiten mit Pfählen abgegränzter Weg führte zu denselben, welche durch den

oben beschriebenen Fahrweg und einige Wiesen von dem Dorfe selbst getrennt waren.

War man durch jenen Fußweg gegangen, so gelangte man auf einen kleinen, mit verschiedenem Unrath angefüllten Platz, um welchen ohne alle Ordnung jene Gebäude standen, die man nicht für menschliche Wohnungen angesehen haben würde, hätten nicht die zahlreichen menschlichen Wesen, welche darin hausten, sie als solche bezeichnet. Keine derselben war so hoch, daß nicht ein ausgewachsener Mann mit dem Kopfe das Dach berührt hätte; nur wenige zeigten kleine, halbverfallene Schornsteine, bei den meisten suchte der Rauch seinen Weg durch die zahlreichen Oeffnungen, welche jedes stürmische Wetter in den fast nur aus Holz, Strauchwerk und Lehm zusammengestellten Höhlen hervorbrachte. Augenscheinlich waren ursprünglich alle diese Häuser, sofern man ihnen einen solchen Namen beilegen konnte, nach einem gleichen Plane entstanden; da jedoch die Unterhaltung derselben gänzlich vernachlässigt worden, und man nur durch die größte Noth gedrängt, einige Reparaturen daran vorgenommen hatte, so war die Aehnlichkeit nach und nach wieder ganz verschwunden. Einige lagen halb umgestürzt; Ginster und Laub vertraten bei ihnen die

Stelle der Wände. Den oben verlorenen Raum hatten ihre Bewohner gesucht in der Erde wieder zu gewinnen, und sich so nach und nach immer tiefer in dieselbe hineingewühlt; andere waren gestützt, diese Stützen wieder bekleidet, um der wachsenden, oder einer neu anziehenden Familie Obdach zu verschaffen, und mit Gräben und kleinen Erdwällen umgeben, damit das von den höheren Stellen herabrieselnde Regenwasser abgeleitet werde; nur wenige hatten noch das regelmäßige Ansehen eines Hauses, und auch bei diesen war die aus Ginster und Stroh bestehende Bedachung theilweise zerstört, die Fenster größtentheils zerbrochen, mit alten Lumpen verstopft und alle Thüren ohne Verschluß.

Niemand, den nicht Gewohnheit dazu befähigt hatte in diesen Behausungen zu leben, vermochte es, sich eine längere Zeit darin aufzuhalten. Nachdem man mehr oder weniger tief in die Erde hinabgestiegen war, gelangte man in einen kleinen Raum, der zum Kochen benutzt wurde. Einige zusammengestellte Steine, Stroh, Asche, ein alter Kessel, verschiedene größtentheils zerbrochene Küchengeräthschaften gaben von der Bestimmung dieses Winkels Kunde; unmittelbar daran und häufig nur durch eine gar nicht verschließbare

Oeffnung davon getrennt, befand sich das übrige einzige Gemach, dessen Form genau diejenige war, welche die ganze Hütte selbst im Laufe der Zeit angenommen hatte. Hier lebten, wohnten, schliefen alle Bewohner derselben, welche nicht selten aus mehreren Familien bestanden, durcheinander. Der Boden war mit Lehm festgestampft, und wurde bei Regenwetter feucht und glatt; an den Wänden erblickte man hin und wieder Erhöhungen, ebenfalls von Lehm, welche die Schlafstätten der Erwachsenen bildeten, während die Kinder Nachts auf dem Boden umher lagen.

So sehr es in die Augen fiel, wie es nur von dem Willen der Bewohner dieser unsaubern Behausungen abgehangen hätte, ihren Zustand zu verbessern, da das Ganze nicht sowohl ein Bild der Armuth, als der widerlichsten Trägheit und Gleichgültigkeit für die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse darstellte, so hatte doch bis jetzt kein Versuch, sie zu einer vortheilhafteren Veränderung ihrer Lage durch eigne Thätigkeit zu bewegen oder selbst zu zwingen, irgend einen Erfolg gehabt, sondern war immer an dem unüberwindlichen Hange derselben zur Faulheit und zu einem regellosen Leben gescheitert, denn die Inhaber jener Ekel erregenden Wohnungen waren

Zigeuner, denen man hier, in der Absicht, sie für die gewöhnlichen bürgerlichen und ländlichen Beschäftigungen zu befähigen, einen Aufenthalt gestattet hatte.

Bereits 30 Jahre wohnten die Zigeuner in Waldhausen, hatten bis jetzt aber noch jeden Versuch sie zu civilisiren entschieden durch unausgesetztes Verharren in ihrer gewohnten zügellosen Lebensweise zurückgewiesen. Man hatte sie mit Gewalt gezwungen, wöchentlich zwei Mal ihre Kinder in die Schule zu schicken, die Erwachseneren waren ihnen sogar genommen und zur Erlernung eines Handwerks bei tüchtigen Meistern oder bei verständigen Landwirthen als Knechte untergebracht worden; alle waren jedoch nach einiger Zeit entlaufen, hatten sich vagabondirend herumgetrieben und sich dann wieder in Waldhausen eingefunden. Niemand wollte mehr einen Zigeuner in Dienst nehmen, und zu den ohnehin gegen sie bestehenden Vorurtheilen gesellte sich noch die auf Erfahrung begründete Ueberzeugung, daß ein Zigeuner zu nichts Tüchtigem zu gebrauchen wäre und das Stehlen und Betteln nicht lassen könne.

So lebte diese fremdartige Colonie in alter hergebrachter Weise streng gesondert von den übrigen Bewohnern des Dorfes, überall im Lande herum-

streifend, durch Betteln, Wahrsagen, Musikmachen und kleine Ueberschreitungen des siebenten Gebotes ihren dürftigen Lebensunterhalt gewinnend. Wo irgend ein Fest gefeiert wurde, spielten Zigeuner zum Tanze; stundenweit in der Runde gab es kein Dorf, wo nicht fast täglich ein Zigeunerweib oder eine schwarzäugige Dirne um eine milde Gabe gebettelt oder die Zukunft aus den Linien der Hand denen, die dies begehrten, vorhergesagt hätte, und oft sah man in den Sommernächten die Feuer ihrer Versammlungen das Dunkel der alten Wälder in der Umgegend erhellen.

Die früher sehr strenge Aufsicht der Behörden war nach und nach eingeschlafen, als man sich überzeugt hatte, mit welchen Schwierigkeiten die Ausführung der philantropischen Idee, diese Zigeuner zu fleißigen, thätigen Menschen heranzubilden, verbunden war. Man beschränkte sich darauf, möglichst genaue Geburts- und Sterberegister zu führen und Sorge zu tragen, daß jedes neugeborne Kind durch die Taufe in den Bund der Christen aufgenommen würde, doch waren selbst auch in dieser Beziehung in der jüngsten Zeit Unregelmäßigkeiten vorgefallen, ja man behauptete fest, daß selbst die engsten verwandtschaftlichen Bande bei den Zigeunern nicht als ein Hinderniß des

ehelichen Beisammenlebens angesehen würden, und daß mehrere Kinder, in Blutschande erzeugt, keineswegs die heilige Taufe empfangen hätten. Ermittlungen darüber waren mit großen Schwierigkeiten verbunden, indem das enge regellose Beisammenleben verschiedener Familien in kleinen Räumen sich einmal nicht mehr ändern ließ, und die Zigeuner selbst in den Künsten der Lüge zu wohl erfahren waren, um durch sie selbst eine genauere Kenntniß ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu erlangen.

Die scheidende Sonne des Frühlingsabends, deren Strahlen das liebliche lachende Thal so vortheilhaft und magisch beleuchteten, traf auch die ärmlichen Hütten der Zigeuner und hüllte auch sie in jene zarte verschwimmende Färbung, die, ein Feenschleier aus Sonnengold und Abendduft, alle Gegenstände uns lieblich und schön erscheinen läßt, wie wenig sie auch in der Wirklichkeit diesem Bilde entsprechen mögen.

Die heitere warme Luft hatte die meisten Bewohner jener ärmlichen Hütten ins Freie gelockt; nur einige Männer zogen es vor, in dem verpesteten Dunstkreise derselben zu verharren und auf den Lehmerhöhungen ausgestreckt in träger Ruhe geistlos vor sich hinzustarren. Andere blickten aus den verschiedenen Oeff=

nungen, welche die Fenster ersetzten, hervor, sie mit ihren von schwarz gelockten Haaren wild umhangenen Köpfen ausfüllend. Die zahlreichen Kinder, fast alle halbnackt, keines mit einer Fußbekleidung versehen, trieben ihr Wesen auf dem kleinen schmuzigen Platze vor den Wohnungen, liefen dann mit der Behendigkeit von Affen durch die nassen Wiesen, oder kletterten und sprangen über Zäune und Hecken.

„Schau Mutter," sagte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe, dessen brennende Augen, kohlschwarze Locken und dunkle Hautfarbe die morgenländische Abkunft deutlich erkennen ließ, zu einem alten Zigeunerweibe, welches vor einer der Hütten sitzend bemüht war, ein kleines zerrissenes und vielfach geflicktes Kinderröckchen wiederum auszubessern — „schau Mutter, wie die Fenster von Schloß Greifenstein glänzen, als ob sie von blankem Golde gemacht wären. Ich wünschte, die Fenster hätten sich in Gold verwandelt," fuhr er nach einiger Zeit fort, als die Alte ihm keine Antwort gegeben, sondern unwillig den trostlosen Zustand des Kleidungsstücks betrachtet hatte, welches ihre Hand wieder herstellen sollte, — „möchtest Du's nicht auch, Mutter? ich wollte dann schon ein Stückchen Fenster erwischen." —

„Glaubst Du?“ brummte die Alte — „wenn das ganze Schloß von Gold wäre, für uns fiele doch kein Körnchen davon ab; und hüte Dich hier herum zu stehlen, Bebby, ich habe Dirs schon oft verboten, Range! Drei Stunden im Umkreise rührst Du mir keinen Span an, oder ich hacke Dir die Finger ab. Was wolltest Du denn mit dem Golde machen Bürschchen, he?“ fuhr sie nach einiger Zeit fort.

„Was ich damit machen wollte? in die Welt hinaus, hier mag ich nicht bleiben. Immer die Kühe hüten oder die kleine Malsi, die ich nicht leiden kann — hier mag ich nicht bleiben!“

„So lauf hinaus in die Welt Bebby, lauf hinaus! 'S hindert Dich Niemand, die Welt ist groß und voller Lust; wär' ich ne Dirn' von 14 Jahren, blieb auch nicht hier und schleppt' zusammen für die faulen Mannskerle, die auf der Bärenhaut liegen und uns schlagen und treten.“

„Was würdest Du denn machen, Mutter, in der Welt, wenn Du ne Dirn' wärst von 14 Jahren?“

„Wirst's erfahren Junge, wirst's erfahren!“ erwiederte die Alte mit einem ekelhaften Lachen; „geh' hinaus in die Welt, da wirst Du's erfahren.“

„Schau auf Mutter, dort reitet die Fürstin und der Herr Amtmann, schau, sie halten still!“

„Der Amtmann zeigt hierher; wie er handirt! Wird wieder was nicht recht sein,“ sagte die Alte hohnlachend. „Sie steigen ab Bebby, und kommen hierher, was mögen sie wollen? Marsch hinein! und laß mir die kleine Malsi nicht heraus, wenn sie hier sind, oder ich schlage Dir alle Deine Knochen entzwei.“

Widerstrebend schlüpfte Bebby in die Hütte, die Alte aber benachrichtigte durch einen eigenthümlich pfeifenden Ton die Zigeuner von der Ankunft der seltenen und gefürchteten Gäste und blieb dann, anscheinend in ihre Beschäftigung vertieft, ruhig sitzen.

In den Hütten entstand, sobald die Warnung der Alten vernommen war, eine mannichfache, doch von Außen wenig sichtbare Bewegung. Die Schläfer erhoben sich, jeder suchte eine Beschäftigung hervor, die Köpfe verschwanden aus den Fensteröffnungen und fast aus jeder Behausung traten einige Gestalten heraus, theils an alten Netzen flechtend, theils anscheinend bemüht die verfallenen Wohnungen auszubessern. Die Weiber schickten die schmuzigsten Kinder in die verbor-

gensten Winkel und setzten die lange nicht gebrauchten Besen in Bewegung.

So hatten sich die Zigeuner, so gut es in der Eile anging, auf den Empfang der hohen Gäste vorbereitet. Obgleich ihnen wohl bewußt war, daß diejenigen, welche sich jetzt ihrem Aufenthalte näherten, über ihr Wohl und Weh, ja selbst über Leben und Tod zu gebieten hatten, so zeigte sich doch auf keinem der wilden ausdrucksvollen Gesichter nur eine Spur von Furcht oder Angst, jedes trug vielmehr auch jetzt den ihnen allen eigenthümlichen Zug der Sorglosigkeit und Verschlagenheit zur Schau.

Der gefürchtete Besuch hatte inzwischen die Landstraße verlassen und befand sich auf dem schmalen Fußwege, welcher diese mit der Zigeunercolonie verband. Vorn lief ein Knabe von ungefähr 10 Jahren, der sich von der Hand seiner ihm unmittelbar folgenden Mutter entfernt hatte, um mit kindischer Neugier zuerst das Ziel der kleinen Wanderung zu erreichen. Es war der junge Fürst Egon von Greifenstein. Für sein Alter stark und schlank gebaut, zeigten seine Züge und sein ganzes Wesen das Bild eines hübschen, lebhaften Knaben. Dunkle Locken umspielten einen von der Sonne verbrannten Hals und flatterten

in reicher Fülle hinter ihm her, wenn er sich schneller als gewöhnlich bewegte; sein großes braunes Auge blickte wißbegierig und unbefangen und nahm nur dann einen wilden Ausdruck an, wenn der Knabe, was jedoch nicht häufig geschah, mit Eigensinn und Heftigkeit darauf bestand seinen Willen durchzusetzen. Die Fürstin hatte, für ihren Sohn in mütterlicher Zärtlichkeit besorgt, ebenfalls ihre Schritte beschleunigt. Obgleich noch in einem Alter, in welchem die so leicht schwindenden Reize weiblicher Schönheit ihre Herbstzeit noch nicht erreicht zu haben pflegen, hatten doch Gram oder Krankheit hier früher ihren zerstörenden Einfluß ausgeübt, und nur noch wenige Spuren in dem Gesichte der edlen Fürstin verriethen, daß auch diese Züge einst im vollen Lichte der Schönheit gestrahlt, und daß auch dieses jetzt matte glanzlosere blaue Auge, welchem die Zeit nur den Ausdruck der Sanftmuth und tiefer Ergebung gelassen hatte, einst der Feensitz der Liebesgötter gewesen war. Ihre hohe Gestalt entbehrte jener Fülle, welche bei Frauen in späteren Jahren den verlorenen duftigen Reiz der Jugend zu ersetzen am ersten geeignet ist; ihre Wangen waren abgezehrt, und selbst der Ritt und die frische Frühlingsluft hatten keine Spur von

Röthe darauf zurückgebracht. Sie lebte bereits seit drei Jahren im Wittwenstande. Ihr folgte der Amtmann, eine kleine untersetzte Figur mit lebhaften klugen dunkeln Augen, schwarzen Haaren und Bart, schlicht und einfach gekleidet. Mehrere untere Beamte und Bediente schlossen den Zug.

Auf dem Platze in der Mitte der Zigeunerhütten angekommen, blieb die Fürstin stehen, offenbar von innerlichem Schauer, über den Anblick des Elends und der Ekel erregenden Dürftigkeit, durchdrungen.

Die erste Regung, welche sich bei ihr äußerte, war die, ihren Sohn vor der näheren Berührung mit diesen von Schmuz und Unrath starrenden menschlichen Wohnungen und ihrer Insassen abzuhalten.

„Bleib hier Egon; bleib an meiner Seite, lieber Egon," wiederholte sie, als dieser mit knabenhafter Lebhaftigkeit Miene machte eine der Hütten zu betreten. „Du darfst dort nicht hineingehen. So, Herr Amtmann," setzte sie, sich gegen diesen wendend hinzu, „so habe ich mir den Zustand der Zigeuner doch nicht gedacht!" —

„Sie wollen es nicht anders haben, Ew. Durchlaucht; alle unsere Bemühungen, dies Volk zu Menschen zu machen, scheitern an seiner unbesiegbaren

Faulheit, an seinem Hange zur Unreinlichkeit und zum herumziehenden Leben."

„Aber wie sehen diese Hütten aus? wie ist es möglich, daß menschliche Wesen darin wohnen können, und wie finden die vielen Personen, welche wir hier sehen, Raum darin?"

„Keiner von allen diesen Menschen ist zu bewegen nur eine Hand aufzuheben, um die verfallenen Wohnungen auszubessern; sie leben lieber in Wasser und Koth, als daß sie sich die Mühe geben eine Oeffnung zuzumachen oder ein schadhaftes Dach wieder herzustellen. Noch weniger baut sich ein Zigeuner ein neues Haus; drinn liegen sie durcheinander, wie die Thiere und schlimmer noch. Die härtesten Strafen bleiben fruchtlos, alle Warnungen, Ermahnungen und Lehren hören sie theilnahmlos an, ohne sich auch nur im mindesten daran zu kehren.

Sehen Ew. Durchlaucht diese Kerle, sie thun jetzt, als ob sie beschäftigt wären, und doch ist das Alles eitel Lug und Trug. Den ganzen Tag haben sie auf der Bärenhaut gelegen und erst, als sie uns bemerkt, die nur zur Täuschung bereit gehaltene Beschäftigung hervorgesucht."

„Ach! Herr Amtmann," klagte in weichen schmei-

chelnden Tönen ein junges kaum sechzehnjähriges Zigeunerweib, an deren voller, größtentheils unverhüllter Brust ein säugendes Kind lag; „ach! mein Mann ist so fleißig, Herr Amtmann, er plagt sich den ganzen Tag; aber es ist Nichts zu verdienen. Niemand will vom armen Zigeuner kaufen, Niemand will den armen Zigeuner in Dienst nehmen.“

„Wie heißt Dein Mann?“ fragte ruhig der Amtmann.

„Tobby, Herr Amtmann, Tobby heißt er, da steht er, Herr Amtmann, und hat seit heut Morgen am Netz gestrickt, aber wer wirds kaufen, wenn's fertig ist, hier wird's verfaulen und verderben.“

„Tobby? ist das ein christlicher Name? ist es Euch nicht bei schwerer Strafe untersagt, Eure heidnische Namen beizubehalten, weißt Du das nicht? Tritt her, Tobby, warum nennst Du Dich so?“

Ein Mann, wenigstens um 40 Jahre älter als das junge Weib, folgte dem Rufe des Beamten. Seine sonst schwarzen lockigen Haare hatte die Zeit theilweise gebleicht, ohne ihnen ihre Fülle zu rauben, das Alter hatte mit starken Strichen diese ohnehin markirten Züge gezeichnet, nur die dunkeln brennenden Augen glänzten wie früher, zweien Kohlen ähnlich,

und blickten jetzt mit dem Ausdruck von Verschlagenheit und zugleich mit dem einer Ergebung, welche bereit ist, das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen, zu dem Amtmann empor. Ein größten Theils zerrissener Kittel, dessen ursprüngliche Farbe durch Schmuz unkenntlich geworden war, bedeckte seine sehnigen Glieder.

„Ich heiße nicht Tobby, Herr Amtmann, meine Frau nennt mich nur so, wenn sie zärtlich ist," fügte er mit einem Lächeln hinzu, welches auf dem alten verlebten Gesicht doppelt widerlich aussah; „ich heiße Tobias Freund, Herr Amtmann, Sie wissen es ja!"

„Zeig' Mal her Deine Arbeit, Tobias!"

„Sehen Ew. Durchlaucht," wandte sich der Amtmann, dem der Zigeuner das Netz gereicht hatte, zu der Fürstin, „dieser Kerl will uns einbilden er habe den ganzen Tag an dem Netze gearbeitet. Bemerken Ew. Durchlaucht, wie die letzten Knoten von Schmuz starren und theilweise schon verfault sind."

„Hast Du wirklich heute das Netz gemacht, Tobias?" herrschte diesen der Amtmann an. „Sprich jetzt eine Lüge und ich lasse Dich 14 Tage einsperren mit Willkommen und Abschied!"

Der Zigeuner schwieg mit niedergeschlagenen Augen, während sonst sein Gesicht das Bild der vollkommensten Gleichgültigkeit blieb.

„Und Du junges Weib," wandte sich jetzt der Amtmann an die Frau, welche vorher so beredt das Lob ihres Mannes verkündet hatte, „wie kannst Du Dich erdreisten mich so frech zu belügen und dazu in Gegenwart Ihrer Durchlaucht der Fürstin? Schreiben Sie die Person auf, Herr Actuar!"

„Ach lieber Herr Amtmann," jammerte die Frau in den klagendsten Tönen, „ach lieber Herr Amtmann, thun Sie mir für dies Mal nichts, was soll mein Kleines anfangen, wenn ich im Loch sitze; ach! ich will immer die Wahrheit sagen, gewiß lieber Herr Amtmann!"

„Wie lange bist Du mit dem alten Sünder verheirathet?"

Ein Jahr Herr Amtmann, ein Jahr und das Kleine ist jetzt drei Monate alt, ach thun Sie mir nichts, schicken Sie mich nicht ins Loch!"

„Seid Ihr ordentlich von dem Pfarrer getraut? Ist das Kind getauft? Herr Actuar sehen Sie das Register nach!"

Die junge Mutter verstummte plötzlich, so beweglich vorher auch ihre Zunge gewesen war.

„Es ist die Verheirathung des Tobias Freund darin nicht eingetragen," bemerkte jetzt der Actuar.

„Und wie ist Dein Familienname?" fragte der Amtmann die Frau.

Diese begnügte sich die Augen niederzuschlagen und keine Antwort zu geben, auch ihre Züge zeigten jetzt die vollkommenste Ergebung in das Unvermeidliche.

„Wirst Du reden!" wiederholte der Amtmann.

Der Actuar flüsterte demselben etwas in das Ohr, worauf dieser sich wieder, jedoch mit sichtbarer Entrüstung zu Tobias wandte.

„Wo ist Deine Tochter Tobias?"

„Die ist abwesend, Herr Amtmann."

„Wie lange?"

„Schon seit zwei Jahren, Herr Amtmann, ich weiß nicht was aus ihr geworden ist."

„Nicht? wie alt ist jetzt Deine Tochter, Tobias?"

„Kann's wirklich nicht sagen, Herr Amtmann, mein Gedächtniß fängt an schwach zu werden, das schlechte Leben, die — —"

„Schweig! so will ich Dirs sagen, Tobias, sie ist jetzt 16 Jahre alt, und ist nicht abwesend. Führt

den Kerl sofort ab und schließt ihn krumm, und auch die Weibsperson ins leichte Gefängniß!“ —

„Ew. Durchlaucht entschuldigen, daß ich —“ hier verlor sich seine Rede in ein nur der Fürstin vernehmliches Flüstern; es mußte jedoch die Mittheilung etwas sehr Schreckliches enthalten haben, denn die edle Frau schauderte sichtbar zusammen, blickte voll tiefen Mitleids auf die junge jetzt ganz gleichgültig aussehende Mutter und mit Abscheu auf den eben so sich benehmenden alten Tobias. Die Abführung beider Personen geschah, ohne daß die sonst so weichherzige Fürstin derselben hindernd entgegen getreten wäre.

„Es ist nicht möglich, Herr Amtmann! die Natur des Menschen würde einem solchen Verbrechen widerstrebt haben!“

„Die Sache soll sehr genau untersucht werden, Ew. Durchlaucht, aber ich zweifle nicht im Geringsten an der Richtigkeit meiner Vermuthung; wäre sie falsch, würde die Abführung nicht so ohne Bitten und Flehen erfolgt sein.“

„Ach! Mutter,“ rief der kleine Egon, der während dieses Auftritts unbeachtet geblieben, und dem erhaltenen Verbote entgegen doch in eine der Zigeunerwohnungen gegangen war, „ach, Mutter! komm und

sieh das kleine niedliche Mädchen! wie ein kleines Engelchen und es hat nur ein grobes Hemdchen an. Hier, hier Mutter, komm hier herein!"

„Bleib hier, mein Kind!" sagte ängstlich die Fürstin, ihren Sohn, der bereits wieder im Begriffe stand in eine der Hütten zu schlüpfen, zurückhaltend, „bleib hier, Egon, das kleine Mädchen wird herauskommen, wir wollen es hier sehen. Lassen Sie uns das Kind betrachten, Herr Amtmann!"

„Was ist das für ein Kind?" fragte dieser die alte Zigeunerin, deren Bekanntschaft der Leser schon früher gemacht hat, und die noch immer mit der Ausbesserung des Kleidchens beschäftigt war. „Was ist das für ein Kind Wlarika?" wiederholte der Amtmann die Frage.

Die Alte schien einen Augenblick unschlüssig, was sie antworten sollte. — „Ein Kind?" entgegnete sie fragend. „Der junge Herr wird die kleine Malsi meinen, Herr Amtmann, das ist mein Kind; getauft und alles, wie Sie wissen Herr Amtmann.

„Malsi? was ist das wieder für ein heidnischer Name, das Kind hat sicher die Taufe nicht empfangen; sehen Sie nach Herr Actuar, wenn ist das Kind geboren?"

„Im October werden's drei Jahre Herr Amtmann, 's ist getauft, hat Alles seine Richtigkeit, wir haben's dem Herrn Pastor überlassen ihr einen Namen zu geben, und der sagte, 's wär ein so schönes, hübsches Kind, 's sollte Malvine heißen. Das ist etwas lang für uns der Name, da haben wir's Malfi genannt, nur damit's kürzer sein mögt', 's ist aber ein ganz christlicher Name, Herr Amtmann."

Malvine, Tochter von Joseph Fussado und dessen Ehefrau Wlarika, geboren den 2. October 1782, getauft am 25. November s. J., las der Actuar aus dem Register.

„Warum habt Ihr so lange gewartet, Wlarika, ehe Ihr das Kind taufen ließet?"

„Ich war sehr schwach, Herr Amtmann, ich konnt' nicht eher ausgehen; und wollt' doch gern dabei sein," setzte sie mit lauerndem Blicke hinzu, „als mein Töchterchen die heilige Tauf' empfangen sollt'."

„Hol' es heraus Alte, der junge Herr Fürst wünscht es zu sehen," sagte freundlicher der Amtmann.

„Ach, 's hat nur ein Röckchen, Herr Amtmann, und das ist zerrissen; ich bin grad' dran, 's wieder ein wenig in Ordnung zu bringen, 's hat Nichts an=

zuziehen, Herr Amtmann, lassen Sie das Würmchen drinnen."

„Nein, Mutter, laß das kleine Mädchen herauskommen," bat der Knabe, der Fürstin zärtlich die Hand küssend, „ach, Du sollst das liebe Kindchen sehen; es darf nicht bei den häßlichen, eklichen Menschen bleiben."

„Holt die Kleine, ich wünsche sie zu sehen," sagte die Fürstin sanft aber bestimmt zu der Zigeunerin, die, nun wohl merkend, daß längeres Widerstreben vergeblich sein würde, in die Hütte ging und bald mit dem Kinde auf dem Arme wieder heraustrat.

Kaum war es möglich sich einen größern Gegensatz zu denken, als das häßliche alte Zigeunerweib und das liebliche, unschuldsvolle, ausgezeichnet schöne Kind, welches nur mit einem, theilweise zerrissenen, Hemdchen bekleidet auf ihrem Arme saß, und sich furchtsam an den gelben runzlichen Hals der Alten anschmiegte. Die lichtblonden natürlichen Löckchen des kleinen Wesens, welches mit tiefblauen fragenden Augen furchtsam die Umstehenden anblickte, vermischten sich mit den greisen zottigen Haaren seiner Mutter, und seine kleinen blendend weißen Aermchen klammerten sich fest an ihre schmuzige Bekleidung.

Niemand war unter allen Umstehenden, welcher nicht von Theilnahme und Mitgefühl für das Kind erfüllt worden wäre.

„Welch wunderhübsches kleines Mädchen!“ sagte die Fürstin sich ihm nähernd. „Sei nicht ängstlich, Malvinchen,“ fuhr sie, ihm freundlich zunickend, fort, gib mir ein Händchen, Kleine, komm gib mir ein Händchen.“

Das Kind sah die Fürstin forschend eine Zeit lang an, dann streckte sie ihre kleine zarte Hand freundlich lächelnd ihr entgegen, und langte darauf mit beiden Aermchen nach ihr.

Die Fürstin vermochte der Lieblichkeit des Kindes nicht zu widerstehen und nahm dasselbe vom Arm der Mutter. Sie streichelte die von Gesundheit gerötheten Bäckchen, strich ihm durch die schönen reichen Locken und schien sich an dem Anblick des Kindes nicht satt sehen zu können. Die Kleine wurde durch diese Liebkosungen vertraulicher, schlang ihre Aermchen um den Hals der hohen Frau und schmiegte sich eben so an diese, als sie es kurz zuvor an ihrer Mutter gethan. Der junge Fürst hatte kein Auge von dem kleinen Mädchen abgewandt, er faßte jetzt ihre Hand und bat, das Kind auf die Erde zu setzen.

„Laß sie herunter, liebe Mutter, ich will mit ihr spielen; komm, Malvinchen, komm!“ wiederholte er ihr freundlich zuwinkend, „komm, ich pflücke Dir Blümchen!“

„Willst Du Malsi auch nicht schlagen? wie Bebby,“ fragte jetzt die Kleine ohne weitere Zurückhaltung.

„Nein lieb Malvinchen, ich thue Dir nichts, ich schenke Dir etwas, komm zu mir!“

„Malsi will runter;“ sagte das Kind, zugleich bemüht den Arm der Fürstin zu verlassen. Diese setzte sie auf die Erde, der Knabe nahm ihre Hand und bückte sich, um mit ihr besser sprechen zu können.

„Ist das wirklich Dein Kind Warika?“ fragte jetzt der Amtmann, „kein Zug einer Zigeunerabstammung ist an ihm!“

„'S ist mein Kind, Herr Amtmann,“ erwiederte diese mürrisch, „Sie haben's ja gehört, 's steht ja in Ihrem Buch!“

„Wie kommt das Kind zu den blonden Haaren, den blauen Augen und der zarten weißen Haut? noch nie habe ich einen blonden, blauäugigen Zigeuner gesehen! Es kann Dein Kind nicht sein, Warika; sage mir die Wahrheit! Du weißt, es gibt Mittel Euch das Lügen zu vertreiben!“

„Wie's zu den hellen Haaren kommt? was weiß ich's! 's ist so auf die Welt gekommen; warum soll ein arm Zigeunerweib nicht auch ein hübsches Kind gebären. 'S ist vielleicht schon die Folge davon, Herr Amtmann, daß wir die Kinder taufen lassen müssen, vielleicht kriegen's jetzt alle helle Haar und blaue Augen, wie die Christenmenschen!" setzte sie mit einem gewissen Hohne hinzu.

„Ist das Register völlig in Ordnung, Herr Actuar? zeigen Sie her! Ja," fuhr er nach einiger Zeit fort— „es läßt sich nichts dagegen sagen, nur daß die Taufe etwas später vorgenommen ist, als sonst üblich; ich werde bei dem Herrn Pastor nähere Erkundigungen einziehen."

„Die Kleine kann unmöglich hier bei den Zigeunern bleiben," bemerkte die Fürstin nach einiger Zeit, während welcher sie mit Theilnahme zugesehen hatte, wie bemüht ihr Sohn war, derselben mit kindlicher Aufmerksamkeit die Zeit zu verkürzen; wie er immer ihr Händchen festgehalten hatte und wie das kleine, fast nackte Mädchen schon ganz zutrauensvoll mit dem fürstlichen Gespielen sich beschäftigte.

„Laß Malvinchen meine Schwester sein, liebe Mutter, ach! bitte, bitte, thue es doch! Die Leute

sagen immer, weil der Vater todt wäre, könnt' ich kein Schwesterchen mehr bekommen, aber dann habe ich doch eins! ja? liebe Mutter, Malvinchen muß mein Schwesterchen sein!"

„Willst Du Malvinchen? willst Du mit uns gehen?" fragte er diese.

„Aber Du Malfi auch nicht schlagen, wie Bebby," sagte die Kleine mit einem komisch ernsten Gesichtchen.

„Nein, niemals! schöne Sachen will ich Dir schenken, Blumen pflücken. Ja liebe Mutter, Du nimmst Malvinchen mit!"

„Ich hätte fast Lust dem Wunsche des Knaben zu entsprechen und das Kind auf dem Schlosse erziehen zu lassen," sagte die Fürstin nach einigem Nachdenken, bei welcher Antwort der kleine Egon sogleich in großen Jubel ausbrach. — „Wird die Mitnahme desselben Schwierigkeiten haben?"

„Nicht im Mindesten Ew. Durchlaucht," antwortete der Amtmann, an den diese Frage gerichtet war. „Wlarika," wandte er sich zu dieser, „Ihre Durchlaucht will die hohe Gnade haben das kleine Mädchen bei sich erziehen zu lassen, hast Du dagegen etwas einzuwenden? Steh' nicht so da, Weib!" fuhr er heftiger fort, als die Angeredete noch immer

schwieg, „bedanke Dich für diese große Wohlthat — hörst Du!“

'S thut mir weh, von dem kleinen Wesen zu scheiden, aber was hilft's, ich muß mich bedanken. — Ich danke Ew. Durchlaucht, daß Ew. Durchlaucht die Gnad' haben woll'n meine kleine Malfi von mir fort oben auf's Schloß zu nehmen; aber sehen darf ich sie doch zuweilen? 's ist mein Kind, Ew. Durchlaucht, und jede Mutter sieht gern ihr Kind.“

„Das soll Euch unbenommen bleiben, gute Frau,“ erwiederte die Fürstin, „es wird Euch Niemand hindern, Euer Kind zu besuchen.“

Die Augen der alten Zigeunerin blitzten in unverkennbarer Freude auf, doch schien es fast, als würden noch andere Gefühle als die der Mutterliebe bei ihr rege.

„Jetzt bist Du mein Schwesterchen, Malvinchen! jetzt habe ich doch ein Schwesterchen!“ jubelte der kleine Egon. —

Bald nachher hatten die Besuchenden, welche die kleine Malfi mitgenommen, die Wohnungen der Zigeuner wieder verlassen.

Der Abend warf seinen duftigen Mantel über das Thal. Die Sonne war längst untergegangen. Die

Wälder auf den Berghängen bildeten dunkle, farblose Massen; der Fluß rauschte stärker durch die stille laue Nacht, und deutlicher tönten die dumpfen Schläge der fernen Eisenhämmer herüber. Auf beiden Seiten des Thals schlugen die Nachtigallen, aus dem Dorfe leuchteten die Lichter. Die Abendglocke wurde geläutet, harmonisch verschwammen ihre Töne in den Windungen des Thals und zogen in den Bergschluchten zu den Höhen hinauf. — Um die Wohnungen der Zigeuner war es still geworden, nirgend erblickte man ein Licht, kein heiteres Gespräch schallte aus den elenden Hütten; die Bewohner derselben lagen im Schlafe; nur die alte Wlarika saß noch vor der Hütte auf einem Holzklotz, in ihrem Schooße ruhte noch immer das kleine zerrissene Kleid ihres Lieblings. Ihr Auge war lange nach den Sternen gerichtet, endlich erhob sie sich, und murmelte, indem sie ebenfalls ihre Schlafstätte aufsuchte, vor sich hin: „entweder ist's ein großes Glück für uns, oder ein großes Unglück — was es sein wird, kann ich noch nicht ergründen.“

Zweites Kapitel.

Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Göthe.

Die reichsunmittelbare Herrschaft der Fürsten von Greifenstein zog sich mehrere Meilen weit auf beiden Seiten des Flusses hin und umfaßte einige zwanzig Dörfer nebst der kleinen Stadt Greifsfelde, am Fuße des Schlosses gelegen. Der regierende Fürst hatte, wie bereits angeführt, vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet und als seinen Erben und Nachfolger, zugleich auch als den einzigen Stammhalter des Hauses, einen Sohn, den kleinen Egon, zurückgelassen.

Der verwittweten Fürstin war die vormundschaftliche Verwaltung ausdrücklich im Testamente ihres verstorbenen Gemahls übertragen worden, welcher Beweis des Vertrauens um so mehr Erstaunen erregen mußte, als der Fürst selbst in den letzten Jahren keineswegs in einer glücklichen Ehe gelebt hatte.

Er zählte bereits 40 Jahre, als er, nach einer wild und zügellos verlebten Jugend, um die junge reizende Gräfin Amalie von Hochberg warb, welche mehr der Wille ihrer Eltern, als ihre eigne Neigung bald darauf zu seiner Gattin machte. Die große Schönheit seiner jungen Gemahlin, mehr als ihre Tugenden und hohe geistige Ausbildung, deren beide sie in vollem Maße besaß, fesselten den Fürsten, und entflammten in ihm Gefühle, welche die Hingebung und die Unerfahrenheit der Fürstin bereitwillig als die Aeußerungen wahrer und inniger Neigung entgegen nahm. Das Glück des fürstlichen Paares schien sich durch die Geburt eines Sohnes, den der Vater, als den Erhalter des alten Hauses, jubelnd begrüßte, dauernd befestigen zu sollen. Die Taufe des Kindes wurde mit fürstlicher Pracht begangen. Die Ungeduld des Fürsten hatte es nicht erwarten können, bis die hohe Wöchnerin ganz wieder hergestellt war, und diese es nicht vermocht dem drängenden Gemahl in der Befriedigung seines Lieblingswunsches hinderlich zu sein. Sie mußte, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, in ihrem kostbarstem Schmucke bei der Taufe erscheinen. Ihre noch nicht befestigte Gesundheit wurde dabei aufs heftigste erschüttert, noch an demselben

Abende, wo ihr Liebling in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden war, warf ein hitziges Fieber sie auf das Krankenbette. Der Fürst war bestürzt, besorgt, in Verzweiflung. Boten flogen nach allen Richtungen, die geschicktesten Aerzte eilten herbei, und mit der unverkennbarsten Freude empfing der bis dahin trostlose Gatte am neunten Tage die beglückende Kunde, daß für das Leben der geliebten Kranken nichts mehr zu fürchten sei.

Die Genesung erfolgte jedoch nicht so rasch, als sie die Ungeduld des Fürsten herbei wünschte. Monate vergingen, und noch immer konnte die junge Frau das Zimmer nicht verlassen, ja noch immer traten dann und wann Fieberanfälle ein, welche sie zwangen wieder Tage lang das Bette zu hüten. Die früher so blühende Gestalt war jetzt abgezehrt, das sonst glanzvolle Auge blickte matt, die reizende Fülle des jugendlichen Körpers war verschwunden; nur die liebevolle Theilnahme für die sanfte aufopfernde Hingebung gegen ihren Gatten hatte keine Veränderung erlitten. Um so schmerzlicher berührte es die ergebene Dulderin, daß sie die Zuneigung desselben gegen sie unverkennbar schwinden sah. Das sanguinische Temperament des Fürsten war nicht zur Krankenpflege,

nicht für eine nur geistige enthaltsame Liebe geschaffen.

Ihn hatte eigentlich nur die Schönheit der Körperformen zu seiner Gattin getrieben, die Vorzüge ihres reichbegabten Geistes, ihrer reinen kindlichen Seele, waren ihm nur eine angenehme Mitgift ihrer körperlichen Schönheit gewesen, — die leider jetzt — nicht mehr vorhanden war.

Wie viele Verbindungen dieser Art werden im Rausche einer Neigung geknüpft, deren Dauer die Liebenden mit Begeisterung, und im Entzücken des Genusses, über die Grenzen der Ewigkeit hinauslegen, und die doch auf Nichts weiter gegründet ist, als auf den Glanz eines feurigen Auges, das frische Roth schwellender Lippen und die liebliche Fülle eines jugendlichen Busens; und die deßhalb eben so vergänglich ist, als die kurze Schönheit einer aufblühenden Frühlingsrose!

Die Besuche des Fürsten bei seiner noch immer kränkelnden Gattin wurden seltener. Kam er, so war er zerstreut, wortkarg, und haschte nach einem Vorwande, um seine baldige Entfernung zu rechtfertigen. Die sparsamen Beweise von Theilnahme, welche er ihr zukommen ließ, zeigten von einem gewissen Zwange

und glichen der unvermeidlichen Erfüllung einer lästigen Pflicht. Aber auch diese Rücksichten schwanden nach und nach, und es vergingen Tage, selbst Wochen, in welchen er sich darauf beschränkte, sich nach dem Befinden seiner Gattin erkundigen zu lassen. Wenn auch die Fürstin ihren Gemahl eigentlich nicht aus Neigung gewählt hatte, so waren doch während der ersten glücklichen Zeit ihrer Verbindung Gefühle in ihr rege geworden, in welchen sie gern die Empfindungen der Liebe zu erkennen geglaubt hatte.

Um so tiefer empfand sie jetzt die Vernachlässigung dessen, von welchem diese Neigung in ihrem reinen Herzen hervorgerufen war. Zu dem Siechthum ihres Körpers trat nun auch der Schmerz der Seele; auf ihre blutlosen Wangen lagerte sich noch die Blässe des Kummers; sie hätte sich gesehnt nach dem Ende dieser Leiden, nach dem leisen Kusse des Todesengels, hätte sie nicht die Mutterliebe mit starken Banden an das Leben gekettet. Diese heilige göttliche Liebe, die wie ein trostverkündender Regenbogen über dem finstern Wetterhimmel manches vom Sturm geknickten weiblichen Herzens steht, war auch hier der Anker, an welchem die zertrümmerten Lebenshoffnungen der Fürstin noch festhielten.

In der Pflege ihres Kindes fand sie Ersatz für die entflohene Zuneigung ihres Gatten; sie lebte ferner nur einzig und allein für dasselbe, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie ihrem Gatten völlig gleichgültig geworden war. Dieser ergab sich wieder wie sonst rauschenden lärmenden Vergnügungen, vor Allem aber war es die Jagd, welche ihn anzog und beschäftigte. Häufig pflegte er Tage lang in den Wäldern herum zu schwärmen, und oft vergingen Wochen, bis er wieder nach Greifenstein zurückkehrte. Die Abende wurden auf verschiedenen kleinen Jagdschlössern in munterer Gesellschaft, welche sich sehr bald eingefunden hatte, zugebracht, und es waren nicht unbedeutende Summen, welche der Fürst hier im Spiel verlor. So trieb er es mehrere Jahre, bis dieses Leben selbst begann ihn anzuekeln. Er entließ viele seiner Spiel= und Jagdgenossen und fing nun an seine Frau aus Unmuth und übler Laune zu quälen. Aus Mangel an einer geregelten Beschäftigung und aus Ueberdruß an den gewohnten Vergnügungen, mischte er sich in die wirthschaftlichen Angelegenheiten, und schob den Verfall seines Vermögens, die sich immer mehr häufenden Schulden, auf die Verschwendung und die Unkenntniß seiner Frau mit der Führung des Hauswesens.

Die Fürstin ertrug auch dies mit Hingebung und stiller Duldung, ja es war ihr das jetzige Benehmen ihres Gatten fast noch lieber als seine frühere Gleichgültigkeit, worin er sich gar nicht um sie bekümmerte.

Einst ritt der Fürst im Unmuth in den Wald, um eine neue Anpflanzung zu besichtigen und gelangte nach einiger Zeit zu der Wohnung eines seiner Förster. Das Häuschen lag am Hange einer Waldwiese, rings beschattet von hohen majestätischen Buchen. Der Geschmack seiner Bewohner hatte es mit einem Blumengärtchen umgeben. Es war im Juni, die Rosen standen in der Blüthe und die Geisblattlaube sandte weithin ihren würzigen Duft. Vor dem Gärtchen auf der Wiese spielte ein junges Mädchen mit einem sechs bis achtjährigen Knaben Fangball. Der Fürst hielt im Schatten der Buchen sein Pferd an, um diesem anmuthigen Spiele zuzusehen. Wie lieblich waren die Formen des jungen Mädchens, wie reizend, wie natürlich graziös ihre Bewegungen wenn sie lief, oder mit aufgehobenen Händen den herabfallenden Ball über dem Kopfe des Knaben auffing, der, darüber scheinbar erzürnt, an ihr hinaufstrebte, um wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen; wie sie ihn dann abwehrte, davon eilte, sich wieder haschen

ließ und dann anscheinend gezwungen seinen Willen erfüllte! welche natürliche Koketterie und doch welch kindliches Wesen lag in diesem Treiben! Noch immer hielt der Fürst im Buchenschatten; seine Wangen hatten sich geröthet, sein Auge glänzte feuriger und heftiger klopften seine Pulse — dann ließ er leise dem ungeduldigen Rosse die Zügel nach und ritt langsam auf die liebliche Erscheinung zu. Wie das Reh stutzt, wenn es Geräusch hört und beim Anblick des Jägers sich schnell zur Flucht wendet, so floh auch das schöne Mädchen rasch dem Hause zu, als es des kommenden Reiters ansichtig ward. Nur der Knabe blieb und erwartete den Fürsten.

„Wer war das mein Sohn?“ fragte dieser.

„Wer das war? meine Tante.“

„Kennst Du mich mein Sohn?“

„Ja, Du bist unser gnädiger Fürst.“

„Wohnt Deine Tante hier bei Euch?“

„Ja, seit voriger Woche, aber sie wird nun immer hier bleiben, seit der Großvater gestorben ist.“

„So. — Ist Dein Vater zu Hause?“

„Nein, er ist ausgegangen und die Mutter mit Helenchen auch.“

„Und Du bist mit der Tante allein zurückgeblieben?“

„Ja und wir haben Ball gespielt, willst Du auch mit spielen?“

„Das möchte ich wohl, aber die Tante wird's nicht thun.“

„O ja, die Tante spielt gern Fangball, soll ich sie rufen?“

„Laß nur, mein Junge, laß nur, ich werde selbst zu ihr gehen.“

Der Fürst stieg ab, und brachte höchst eigenhändig sein Pferd in den kleinen niedrigen Stall. Dann ging er ins Haus und erstaunte, als er die Tante des Kleinen in der Nähe sah, über die wirklich hohe tadellose Schönheit des jungen kaum siebzehnjährigen Mädchens. Ihr Körper war für ihr Alter mehr ausgebildet als sonst gewöhnlich, er verband die reizendsten gerundeten Formen mit der nur dem frühen jugendlichen Alter eignen Zartheit. Lichtblondes Haar lag schön gescheitelt um ihre blendend weiße Stirn und fiel in vollen schweren Flechten am Rücken hinab, große tiefblaue Augen blickten verschämt unter den langen seidnen Wimpern hervor, während ein Zug von Schalkheit und Muthwillen um den reizenden Mund schwebte.

Sie erwiederte mit einiger Verlegenheit, doch mit

jugendlicher Unbefangenheit die Fragen des Fürsten, und brachte ihm, seinen Wünschen willfahrend, einige Erquickungen in die Geisblattlaube, mit angeborner Grazie das kleine Mahl zurechtstellend. Der Fürst bat sie, ihm Gesellschaft zu leisten; sie setzte sich ihm gegenüber. Nach einiger Zeit sandte der Fürst den kleinen Julius, um den Vater aufzusuchen. Kätchen blieb bei dem Fürsten in der Geisblattlaube. —

Als mehrere Stunden später der Förster schweißtriefend zurückkam, saßen der Fürst und Kätchen immer noch in der Laube und hatten es gar nicht bemerkt, wie lang indeß die Schatten geworden waren, und daß die Sonne eben hinter dem gegenüber liegenden Berge versinken wollte. —

Der Fürst kam öfter zu dem einsamen Försterhause, immer öfter, und zuletzt verging kein Tag mehr, wo er nicht gekommen wäre. Der Förster kannte wohl die Ursache, aber durfte er seinem Herrn das Haus verbieten? er war ein armer Mann, hatte Frau und Kinder, sein Amt ernährte ihn. Es fehlte nicht an harten Reden, Kätchen weinte oft, lange — doch, wenn der Fürst kam, war sie wieder freundlich und zuvorkommend, — — wie hätte sie anders sein sollen?

Bald war die Leidenschaft des Fürsten für die Schwägerin des Försters kein Geheimniß mehr, man sprach davon als von einer bekannten Geschichte, und die Fama versäumte nicht den bis jetzt fleckenlosen Ruf des Mädchens zu beschimpfen. Dienstwillige Zungen hinterbrachten auch der Fürstin die für sie kränkende Kunde von der offenen Verletzung der ihr gebührenden Achtung und Rücksicht von Seiten ihres Gemahls. Sie ertrug auch diesen neuen Kummer, wie sie den alten ertragen hatte; es gab für sie ja nur ein Ziel, ein Streben: die Pflege und die Ausbildung ihres Kindes. Die Neigung zu ihrem Gatten hatte längst aufgehört. Nur daß er ohne Scheu öffentlich die ihr schuldige Rücksicht hintansetzte, vermehrte ihren ohnedies leidenden Zustand.

Sie hatte in den wenigen Jahren ihrer Ehe bedeutend gealtert, die Fülle ihrer jugendlichen Formen, der Glanz ihres Auges waren verschwunden und ein tiefer Ernst umschwebte die edlen steter leidenden Züge der hohen Dulderin; nur dann erheiterte sich ihr Blick, wenn er auf dem kleinen Egon ruhte, und dieser ihr mit kindlicher Freundlichkeit in die großen feuchten Augen schaute.

Selbst die eintretende schlechte Jahreszeit that dem

Verhältniß des Fürsten zu dem schönen Kätchen in dem einsamen Försterhause keinen Abbruch; auch beim ungünstigsten Wetter verging selten ein Tag, wo er seinen Besuch dort nicht abgestattet hätte, da alle seine Bemühungen Kätchen zu bewegen, ihren Aufenthalt nach einem seiner Jagdschlösser, ja selbst nach Greifenstein, zu verlegen, an dem in dieser Hinsicht unerwartet festen Willen des Mädchens scheiterten.

Als der Frühling wiedergekommen war, riefen den Fürsten unvermeidliche Geschäfte nach Wien; er reiste mit der größten Eile; die Zeit seiner Abwesenheit sollte sich nicht über sechs Wochen ausdehnen. Die Fürstin hatte so viel Widersprechendes von dem jungen Mädchen, welches des Fürsten Neigung in solch einem hohen Grade zu besitzen schien, gehört, daß sie der Lust sie zu sehen und zu sprechen nicht zu widerstehen vermochte. Um hierbei jedoch mit der möglichsten Schonung zu Werke zu gehen, beschloß sie, ganz allein einen Spaziergang zu unternehmen, und dann, wie von Ungefähr das Försterhaus, dessen Lage sie genau kannte, zu besuchen.

Es war an einem schönen Morgen im Mai, gegen 10 Uhr, als die Frau des Försters eilig in die Stube trat, und ihre Schwester benachrichtigte, daß

eine Dame sich dem Hause nähere, in welcher sie die Fürstin zu erkennen glaube. Wie von Furien gejagt sprang das arme Kätchen auf und floh die Treppe hinauf in ihre kleine waldeinsame Bodenkammer. Wie oft hatte dieses beschränkte ärmliche Gemach ihre Thränen fließen sehen! Wie oft war ihr das harte reinliche Lager, welches fast den ganzen Raum des Zimmers einnahm, auf welchem sie sonst süße Träume und all die heitern bunten Hoffnungen der Jugend umgaukelten, eine Stätte der Qual und der heftigsten Seelenpein geworden! Jetzt saß sie, von innerer Angst getrieben, zitternd auf dem niedrigen Bette und lauschte fast athemlos jedem Geräusche unten im Hause. Das kleine Fenster war geöffnet, und faßte in seinen beschränkten Rahmen die Gipfel der Buchen und einen Theil des wolkenlosen Himmels ein; duftige würzige Frühlingsluft und mit ihr der Gesang der Drossel zog durch dasselbe in die Schlafkammer des Mädchens. Sie hörte Stimmen unten — sanft und leise, dann wurde es wieder still. Nichts regte sich mehr, auch die Schwester schien das Haus verlassen zu haben, nur die Drossel sang immer fort und dann und wann summte ein Käfer. Eine Stunde verging, ohne daß ihr Ohr irgend etwas vernommen hätte, was die

Gegenwart eines Menschen kund gegeben. Sie stand auf, öffnete die niedere Thür, lauschte noch eine Zeit lang, und stieg dann die enge steile Treppe in den unteren Hausraum hinab. Es war Niemand dort; die Stuben, die Küche, alles leer. Träumerisch ging sie, gesenkten Hauptes, zur Geisblattlaube; erst als sie in den Schatten derselben gelangt war, blickte sie auf — und — vor ihr stand die hohe Gestalt der Fürstin, welche ernst und, wie es schien, mitleidsvoll auf sie herabblickte. — Das arme Mädchen stieß einen leisen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen; unter diesen lag die Gluth der Schaam, während die innere Seelenangst ihre Glieder erbeben machte!

Es verging eine geraume Zeit, ehe Eines der beiden weiblichen Wesen, welche das Geschick in so sonderbare Beziehungen zu einander gebracht hatte, und die jetzt auf einem so kleinen Raume fern von den übrigen Menschen einander gegenüber standen, für seine Gefühle den passenden Laut der Sprache zu finden vermochte. In dem Herzen der edlen Fürstin war es die Regung des Mitleids, welche ihre Zunge band. So hatte sie sich die Geliebte ihres Gemahls nicht gedacht; der unverkennbare Ausdruck der Schaam und

des Schmerzes auf dem schönen aber leidenden Gesichte des jungen Mädchens zog sie zu demselben hin; es war ihr, als müsse sie in mütterlicher Besorgniß dies kindliche Wesen von dem Abgrunde wegreißen, an den es, die Gefahr sorglos verkennend, getreten war.

Da stürzte plötzlich diese zu ihren Füßen, faßte krampfhaft ihr Gewand und benetzte es mit heftig hervorquellenden Thränen. Auch das Auge der Fürstin wurde feucht, leise berührte ihre Hand das blondgelockte herabgebeugte Haupt der vor ihr Knieenden, und blieb dann, wie segnend, auf demselben ruhen.

„Ich fühle das tiefste, innigste Mitleid mit Dir, mein Kind," sagte sie leise; „möge der liebe Gott Dich in seinen Schutz nehmen und Dein Engel Dir zur Seite stehen, damit nicht zu späte Reue Dich verzehre!" — —

„Er hat es nicht gethan! — er hat es nicht gethan! — er hat mich schon verlassen! — ich bin für ewig verloren!" — Vom Weinen fast erstickt, hatte die Unglückliche diese Worte ausgestoßen, war dann aufgesprungen und, einer Verzweifelnden gleich, über die Waldwiese den Buchenwäldern zugeflohen. —

Nicht mehr dieselbe lieblich anmuthige Gestalt, welche im vorigen Frühling auf eben dieser Wiese

mit dem kleinen Julius Fangball spielte, eilte jetzt über dieselbe dem Waldschatten zu; die jugendlichen Züge waren von Kummer entstellt und abgezehrt, die Rosen ihrer Wangen in Lilien verwandelt, und bläuliche Ränder zogen sich unter den sonst so unbefangen blickenden seelenvollen Augen, deren unsteter Ausdruck jetzt unruhig von einem Gegenstande zum andern schweifte. Der zarte duftige Blüthenhauch der Jugend — er war dahin. Eine unheilvolle thränenwerthe Erkenntniß vertrat die unschuldsvolle reizende Unerfahrenheit. — —

Die Fürstin sah der fliehenden Gestalt nach, ihre lichtblonden Locken flatterten im Glanze der Sonnenstrahlen — dann verschwand sie im Schatten der Wälder.

Eine Zeit lang harrte die edle Frau, vom tiefsten Mitleid und von inniger Zuneigung bewegt, auf die Rückkehr des armen Kätchens, dann verließ auch sie die Geisblattlaube und kehrte nach dem Schlosse Greifenstein zurück.

Kätchen selbst aber wurde seit jenem Tage vermißt, und alle Nachforschung über sie, die mit der größten Sorgfalt, ja, als der Fürst wieder anlangte, mit der Aufopferung bedeutender Geldmittel angestellt wurden, blieben fruchtlos. Der Fürst war von dem

Augenblick an, als er die Kunde von Kätchens Verschwinden erhalten hatte, fortwährend in der übelsten Stimmung; Niemand suchte ihn ohne dringende Veranlassung auf, denn er mißhandelte selbst seine treusten Diener. Den Besuch seiner Gemahlin in dem Försterhause und ihr Zusammentreffen mit der Verlornen hatte man ihm bis jetzt sorgfältig verschwiegen; endlich war es ihm doch zu Ohren gekommen, wodurch ein sehr heftiger Auftritt zwischen ihm und seiner Gattin veranlaßt worden war. Zornglühend rief er nach seinem Pferde und sprengte wild in den Forst hinaus, jener bekannten Stätte zu, die jetzt jeden andern Reiz, als den der Erinnerung, für ihn verloren hatte. Unfern davon im Walde begegnete ihm der Förster. Es war gegen Abend und dunkelte bereits; am Himmel hingen trübe graue Wolken und einzelne Regentropfen träufelten auf die Blätter.

„Warum hast Du mich belogen? Du Schuft!" donnerte der Fürst den Förster an.

„Ew. Durchlaucht," stammelte der erschrockene Mann, „ich Sie belogen?"

„Willst Du noch leugnen, falscher Hund! Wo ist Kätchen? Du weißt es; sprich! Mensch, wo sie ist, oder ich schieße Dich nieder, Bestie!"

„Herr, so wahr mir Gott helfe, ich weiß es nicht!“

„Du willst nicht — war meine Frau auch nicht hier? sprich! war sie hier, war sie hier oder nicht?“ rief im heftigsten Zorne der Fürst.

„Sie war hier, Ew. Durchlaucht, seit jenem Tage ist Kätchen verschwunden, aber ich weiß nicht wo sie ist.“

„Du willst mich wieder belügen! Wurm! mein Pferd soll Dich zertreten, wie Du es verdienst.“ Der Reiter spornte das Roß auf den Förster zu; dieser sprang jedoch behende über einen tiefen breiten Graben und suchte sein Heil in der Flucht.

„Das soll Dir wenig helfen,“ knirrschte der seiner Sinne kaum mächtige Fürst, und riß an der in dem losen Ueberwurf hängenden Reiterpistole. Die Halfter war zugeknöpft und der Fürst vermochte nicht die Pistole, deren Heft er in der Hand hatte, herauszureißen; ungestüm suchte er das Hinderniß zu beseitigen, heftig zog er an dem Behälter hin und her — da knallte ein Schuß — und der Fürst sank mit einem leisen Schrei auf den Hals des Pferdes, das, sich hochaufbäumend, den Reiter gegen eine Buche schleuderte

und in gestrecktem Lauf durch den engen Waldweg hinwegschoß.

Augenblicklich kehrte der fliehende Förster zurück und fand seinen Herrn mit blutendem Haupte in bewußtlosem Zustande am Boden liegen. Er wusch seine Schläfe mit Wasser aus der nahen Quelle und freute sich bald an dem rückkehrenden Leben des Verwundeten. Mit matter Hand deutete der Fürst auf den Unterleib. — Erst jetzt sah der Förster die blutbefleckten Kleider und bei näherer Untersuchung eine Schußwunde, welche das Gefährlichste befürchten ließ. Das Pistol hatte sich durch das heftige Reißen an dem loshangenden Ueberwurf entladen, als seine Mündung gerade gegen den Leib des Fürsten gerichtet gewesen.

„Hole Leute, Steffen, und eine Tragbahre," sagte der Fürst mit kaum hörbarer Stimme, „und schafft mich heim — ich fühle, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben habe."

„Und ich soll Ew. Durchlaucht hier allein lassen?" — —

Der Fürst winkte mit der Hand; eilig schlug der Förster den Weg nach dem Schlosse ein und war bald in der zunehmenden Dämmerung verschwunden.

Da lag der Fürst, in dessen Brust noch vor wenig Augenblicken die Leidenschaften so mächtig getobt hatten, allein, hülflos, bis zum Tode verwundet auf dem feuchten Moose, welches den alten Stamm einer Buche umzog! Der Regen rieselte oben einförmig auf die schirmenden Blätter der Bäume, einzelne von diesen ablaufende dicke Tropfen trafen dann und wann den Boden. Der Gesang der Waldvögel verstummte allmählig, nur zuweilen schlug noch in kurzen Absätzen, wie im Traume, die Drossel. In geselligen Zügen zogen die Raben krächzend, hoch über den Kronen der Bäume, ihren Schlafstätten zu, und melancholisch tönte der Ruf der erwachenden Nachtvögel durch die zunehmende Dunkelheit der Wälder.

Der Fürst stöhnte vor Schmerz, er hatte für jetzt nur den einen Wunsch, nicht so einsam und von allen Menschen verlassen zu sterben; denn daß es mit ihm zu Ende gehe, fühlte er deutlich — mit der in solchen Momenten eignen Schnelle zog sein ganzes Leben an ihm vorüber, und die ihm sonst fremden Gefühle der bittersten Reue und der eigenen Verachtung schlugen ihre schwarzen Krallen in seine todtwunde Brust. —

„Arme Amalie" — stöhnte er — „armes Kätchen! o! ich elender, verworfener Mensch! Egon!

Egon! werd' ich Dich noch einmal sehen, Dich segnen, bevor ich sterbe." —

Fackeln leuchteten, Diener, Bauern, Weiber erschienen; die Stille der Waldnacht machte geschäftigem Lärmen, neugierigem Flüstern, Ausrufungen der Theilnahme und des Erstaunens Platz. Langsam und vorsichtig bewegte sich der Zug nach dem Schlosse. Bald ruhte der Fürst auf weichem Lager, umgeben von allen Erzeugnissen des Luxus. Der Arzt untersuchte die Wunde — sie war tödtlich. Der Schuß war durch den Unterleib gegangen und hatte den Rückgrath verletzt. Es wäre thöricht gewesen den Fürsten über seinen Zustand zu täuschen. Er hörte die Botschaft seines nahen Todes ruhig an, und wünschte sein Testament zu machen. Seine Gattin kniete vor seinem Lager, ihre Hand ruhte in der seinen, und oft bewies ein leiser Druck der letztern, daß der Kranke sich bemühe der schwer Gekränkten das geschehene Unrecht abzubitten.

„Vergib mir, meine Amalie," sprach er nicht ohne Anstrengung und so leise, daß nur das Ohr der über ihn gebeugten Frau den Hauch seiner Stimme aufzufassen vermochte; „ich war ein wilder Mensch — meine Leidenschaften rissen mich fort — vergib

mir all' den vielen Kummer, den ich Dir bereitet. Bring mir Egon, daß ich ihn segne, erzähle ihm die Geschichte seines Vaters, damit — doch nein, thue es lieber nicht — mein Andenken würde ihm verhaßt sein!" Die Fürstin weinte still auf die kalte feuchte Hand des Kranken.

Der Nota erschien. Der Fürst setzte seiner Frau ein bedeutendes Witthum aus, und übertrug ihr ausdrücklich die Vormundschaft seines Sohnes. Auch Kätchen erhielt ein Legat für sich und ihre Erben, bestehend in zwei großen Bauergütern mit sehr beträchtlichen Revenüen.

„Ich habe bei ihr Viel gut zu machen," bemerkte der Sterbende, wie entschuldigend. — „Laß es ihr nicht entgelten, theure Amalie, daß ich das arme Kind um ihr Lebensglück betrogen — —."

Der immer schwächer werdende Fürst segnete seinen Sohn mit wenigen theilweise schon unverständlichen Worten; dann verlor er das Bewußtsein, und ehe noch eine Stunde verging, war der wilde, ruhelose Geist aus seiner selbst zerstörten Hülle entflohen.

Nachdem das Begräbniß mit dem üblichen Gepränge vollzogen worden war, wurde das Testament eröffnet und vollstreckt. Alle Nachforschungen nach

dem entschwundenen Kätchen, welches darin so reichlich bedacht war, blieben vergeblich, weßhalb das ihr zugefallene Erbe einstweilen ihren nächsten Verwandten in Verwaltung übergeben ward.

Die verwittwete Fürstin bemühte sich durch Sparsamkeit die gesunkenen Einkünfte der kleinen Herrschaft wieder zu erhöhen, und widmete sich fast ausschließlich diesem Berufe und der Erziehung ihres Sohnes. In erster Beziehung stand ihr der verständige und erfahrene Amtmann, dessen Bekanntschaft der Leser im vorigen Kapitel gemacht hat, in letzterer tüchtige und vorurtheilsfreie Lehrer zur Seite.

Drittes Kapitel.

Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.
Schiller.

Auf dem Schlosse Greifenstein brachte die Ankunft der kleinen Malfi in mannichfacher Beziehung eine Aenderung der gewohnten Lebensweise hervor. Die Fürstin, sonst nur mit der Erziehung ihres Sohnes beschäftigt, theilte jetzt ihre Zeit zwischen diesem und dem neuen Lieblinge. Die Anmuth des Kindes, das Zarte und Weibliche, welches sich schon in diesem frühen Alter bei demselben, oft im angenehmen Gegensatze zu der entschlossenen und doch gemüthvollen Weise des Knaben kund gab, hatte für die Fürstin, welche niemals eine Tochter gehabt, niemals die geheimen unsichtbaren Sympathien, welche zwischen dieser und der Mutter stattfinden, kennen gelernt hatte, etwas ungemein Anziehendes. Bald vermochte sie in ihrem Herzen kaum mehr einen Unterschied in der Liebe zu den beiden Kindern zu machen, welche selbst das Band

kindlicher Neigung zusammen fesselte. Der ältere Egon sorgte mit einer großen Aufmerksamkeit, sonst den Knaben seines Alters nicht eigen, für die Erfüllung aller Wünsche seiner kleinen Gespielin, soweit dies irgend in seiner Macht stand, und setzte, wenn diese nicht mehr ausreichte, die Kräfte Anderer in Bewegung, wobei er häufig Widerspruch durch Trotz und Heftigkeit zu beseitigen suchte. Die kleine Malsi dagegen konnte ebenfalls fast nicht ohne Egon sein; ihre kindliche Zuneigung war zwischen ihm und ihrer mütterlichen Pflegerin getheilt. Egon fuhr Malsi durch die sorgsam geharkten Wege des Parks im kleinen Kinderwagen so lange spazieren, bis er athemlos und schweißtriefend es nicht mehr vermochte; Egon, der sonst kein Obst unberührt lassen konnte, legte das beste für seine kleine Gefährtin zurück, brachte ihr Blumen und sonstiges Spielzeug und wich fast nicht von ihrer Seite. Malsi dagegen suchte eben so die Gesellschaft des fast sieben Jahr älteren Knaben. Wenn sie beim Erwachen den Kuß der Fürstin empfangen hatte, vor deren Bette das ihrige stand, war ihre erste Frage nach Egon. Dieser, gewöhnlich früher auf, wartete mit dem Frühstück, und sie wich selbst während der Unterrichtsstunden nicht von seiner Seite,

sondern spielte die Zeit über geräuschlos in demselben Zimmer, nur dann und wann die Aufmerksamkeit Egons durch eine Frage unterbrechend.

Den Unterricht genoß der junge Fürst gemeinschaftlich mit einem anderen Knaben von gleichem Alter, dem Sohne des Forstmeisters von Winter, welchen man ihm zugesellt hatte, theils um ihm einen Gespielen zu geben, theils um die Lehrstunden für ihn weniger einförmig zu machen.

Bruno war ein aufgeweckter hübscher Knabe, etwas kleiner und schmächtiger als Egon, aber von eben so einnehmender Gesichtsbildung. Beide theilten nicht nur ihre Unterrichtsstunden, sondern waren fast während des ganzen Tages zusammen, da der Forstmeister in einem Nebengebäude des Schlosses eine Dienstwohnung hatte, so daß die Kinder mit Leichtigkeit sich besuchen konnten. Mit kindischer Eifersucht betrachtete Bruno die große Vorliebe Egons für die kleine Malsi; im Anfange bemühte auch er sich ihre Zuneigung zu gewinnen, da dies jedoch nicht gleich gelingen wollte, erregten die Vorzüge, welche Egon seiner Pflegeschwester vor seinem Spielgenossen zugestand, häufig das Gefühl des Neides und des Aergers, wodurch nicht selten Streitigkeiten und Zänkereien hervorgerufen wurden.

Es waren mehrere Monate seit der Aufnahme der kleinen Malfi in die fürstliche Familie verflossen, als eines Morgens der Amtmann sich bei der Fürstin melden ließ, weil er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

„Ich bin gespannt, Herr Amtmann," redete die Fürstin den Eintretenden an, „was Sie mir zu sagen haben, hoffentlich ist es nicht die Nachricht eines Unglücks, welche mir Ihr Mund verkünden soll." —

„Nicht das, Ew. Durchlaucht, obgleich meine Kunde mit einer für uns Alle schmerzlichen Begebenheit zusammenhängt, und dieselbe fast noch mehr in den Schleier der Dunkelheit hüllt."

„Reden Sie — was Sie mir hienach zu sagen haben, kann sich nur auf das arme Kätchen beziehen; Sie wissen, wie groß meine Theilnahme für dieses unglückliche Mädchen stets gewesen ist; jede nähere Kunde über ihr Verbleiben, über ihren Aufenthalt wird mich erfreuen, da ich dadurch den Willen meines seligen Gemahls zu erfüllen und ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten befähigt sein werde." —

„Meine Mittheilung," entgegnete der Amtmann nach einiger Zeit, „betrifft allerdings die Verschwundene, aber," setzte er, den freudigen Ausdruck auf dem

Gesichte der Fürstin bemerkend, hinzu, „die Wünsche Ew. Durchlaucht werden dadurch nicht in Erfüllung gehen.“ —

„Nicht?“ — erwiederte diese bewegt. — „Reden Sie, Herr Amtmann, ich wünsche das zu erfahren, was Sie mir zu sagen haben.“

„Man hat das Grab des armen Kätchen gefunden — denn es scheint mir unzweifelhaft, daß die Gebeine derjenigen, welche jenes Grab verbarg, die des verschollenen Mädchens sind.“

Die Fürstin war auf einen Sessel hingesunken, und es währte eine Zeit lang, ehe sie so weit Herrin ihrer Gefühle wurde, um durch eine Bewegung der Hand dem Amtmann anzudeuten, er möge in seiner Erzählung fortfahren.

„Auf der Höhe des Nisterkopfes, dessen ganze Fläche mit den daranstoßenden Abhängen und niederen Bergrücken einen Hochwalddistrikt von beinahe einer Quadratmeile bildet, werden jetzt mehrere bedeutende Holzfällungen vorgenommen, welche der Förster Steffen, der Schwager der Verschollenen, leitet. Derselbe benachrichtigte mich gestern, daß man dort in einer Schlucht, die anscheinend seit Jahren kein menschlicher Fuß betreten, einen Hügel entdeckt habe, der, obgleich

bereits mit Laub und Farrenkräutern bedeckt, einem Grabe ähnlich sehe und, wie die nähere Besichtigung ergeben habe, nicht früher als vor einigen Jahren aufgeworfen sein könne."

„Ich begab mich nebst dem Actuar an Ort und Stelle und überzeugte mich, nach genauer Besichtigung der Oertlichkeit, von der Richtigkeit der gemachten Anzeige. Die Vegetation auf jenem Hügel, welcher genau die Länge und Breite eines Grabes hatte, war eine jüngere, als die unmittelbar daneben befindliche, auch entdeckte man sogleich beim Aufgraben an den ringsum durchstochenen und theilweise abgehauenen Baumwurzeln, daß hier Axt und Spaten vor noch nicht langer Zeit thätig gewesen sein müsse. In der Tiefe von sechs Fuß fanden wir einen durch die Verwesung fast ganz zerstörten Leichnam; denn nur noch das Skelett und einige Ueberbleibsel von Kleidungsstücken, sowie einzelne Theile einer groben Matte, in welche der Körper gehüllt gewesen zu sein schien, bot sich unseren Blicken dar. In einem Sarge hatte derselbe offenbar nicht gelegen, denn hievon zeigte sich nirgends auch nur die geringste Spur. Die Leiche lag auf dem Rücken, wie man deutlich erkennen konnte, die Hände vorn auf der Brust gefaltet." —

„Und was berechtigt zu dem Schlusse, daß Sie dort die Ueberreste des armen Kätchen gefunden haben?“ fragte die Fürstin, als der Amtmann in seiner Erzählung bis hieher gekommen war, offenbar von dem Entschlusse beseelt, die Vermuthung desselben so lange als möglich zu bezweifeln.

„Niemand von uns,“ fuhr der Amtmann fort, „dachte beim Anblick dieser traurigen Reste eines menschlichen Körpers an Kätchen, deren schöne blühende Gestalt noch in Jedes Erinnerung lebt. Bei näherer Besichtigung entdeckte man jedoch an einem der Fingerknochen, jetzt lose hangend, einen kleinen silbernen Ring. Bei dem Anblicke desselben stürzten dem armen Förster die Thränen in die Augen, und sprachlos betrachtete er bald den Ring, bald die unten in der Grube liegenden Gebeine, bis er endlich in den Ausruf ausbrach: „So finde ich meine arme Schwägerin wieder!“ —

„Ew. Durchlaucht mögen sich unser Erstaunen, unsere Bestürzung denken. — Der Förster erkannte den Ring als den, welchen Kätchen immer getragen, und als den Trauring ihrer verstorbenen Eltern, den ihr Vater Kätchen auf seinem Todtbette gegeben hatte. Die Namen der Eltern, sowie das Datum des Tages,

an dem sich dieselben verheirathet, welches Alles sich auf der innern Fläche eingegraben findet, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen; er ist außerdem bereits von mehreren Personen, welche die Todte, wie wir sie jetzt wohl nennen dürfen, genau kannten, namentlich von der Schwester derselben, anerkannt worden. Ich aber kann bezeugen, daß der Ring an dem Mittelfinger der linken Hand der Todten, welche in jenem Grabe gelegen, sich befunden hat."

„Die in meinem Beisein von drei Aerzten vorgenommene Untersuchung jener Reste eines menschlichen Wesens haben ergeben, daß sie einem weiblichen Körper angehören, und daß soweit sich dies jetzt noch beurtheilen läßt, eine gewaltsame Todesart nicht anzunehmen sei."

„Und wenn wirklich jener Leichnam der des unglücklichen Kätchen wäre," fragte die Fürstin, „wie ist er zu dieser Bestattung an einem so öden einsamen Orte gekommen? Wie hat die Arme ihr Leben verloren und welche menschliche Hand hat ihr den letzten Dienst erwiesen? Leitete sie Schuld oder Barmherzigkeit und Mitgefühl? Haben Sie keine Antwort, keine Vermuthung auf alle diese sich nothwendig aufdrängenden Fragen?"

„Diese und noch mehrere andere habe ich mir schon selbst gestellt,“ antwortete der Amtmann in seiner ruhigen klaren Redeweise; „aber es ist mir bis jetzt nicht gelungen eine irgend genügende Antwort darauf zu finden. Daß die Todte bestattet worden ist, leidet keinen Zweifel; derjenige der es gethan, hat entweder Eile gehabt, oder es fehlte ihm an den nöthigen Mitteln, um der Gestorbenen einen Sarg zu verschaffen. Gegen eine gewaltsame Todesart streitet die Vermuthung, denn es ist an den noch vorhandenen Gebeinen nicht die geringste Spur irgend einer Verletzung zu entdecken, auch scheint die Lage der Todten, ihre gefalteten Hände, sowie der aufgeworfene Grabhügel selbst anzudeuten, daß derjenige, welcher in den letzten Augenblicken ihres Lebens sich um sie befand, ihr kein Leid zugefügt habe, vielmehr besorgt gewesen sei, ihr alle in seinen Kräften stehende Dienstleistungen zu erweisen.“

„Und doch erheischt es Ihre Pflicht, Herr Amtmann, genau nachzuforschen, ob hier nicht ein großes Verbrechen begangen worden sei. — Wie lange hat die Todte nach der Meinung der Aerzte in der Erde gelegen? oder mit andern Worten, wann wäre nach diesem Allen das arme Kätchen gestorben?“

„Man ist einstimmig der Meinung, daß der Tod ungefähr vor drei Jahren erfolgt sein müsse, so daß er wahrscheinlich das Mädchen kurz nach seinem Verschwinden ereilt hat.“

„Im Mai sind es drei Jahre geworden, und jetzt ist es November,“ bemerkte nachdenkend die Fürstin.

„Mit positiver Gewißheit läßt sich natürlich die Zeit, wie lange der Körper in der Erde zugebracht, nicht angeben,“ setzte der Amtmann hinzu, „doch ist wohl anzunehmen, daß bald nach jenem Tage, wo Ew. Durchlaucht das Mädchen zuletzt gesehen, sie ihr Leben durch irgend einen Zufall eingebüßt habe. Vielleicht hat eine mitleidige Hand die Todte oder Sterbende gefunden und ihr den letzten traurigen Dienst erwiesen.“

„Gab das Benehmen des Försters beim Anblick der Leiche zu keinem Verdachte gegen ihn selbst Veranlassung?“ fragte die Fürstin mit einem ihr sonst völlig fremden Mißtrauen.

„Nicht im Mindesten, Ew. Durchlaucht, der Mann war völlig unbefangen beim Aufdecken des Grabes; er selbst hatte mir ja die Anzeige gemacht; er blieb gleichgültig bis er den verhängnißvollen Ring erblickte, und sein Schmerz war dann eben so unverstellt, als

früher seine Theilnahmlosigkeit. Auch würde es nicht in seinem Interesse gelegen haben, damals seine Schwägerin zu verbergen oder gar zu tödten, im Gegentheil —"

„Lassen wir das," unterbrach den Redenden, welchen sein Amtseifer zu weit zu führen drohte, die Fürstin; „ich sehe, daß für jetzt wenig ermittelt werden kann, und wünsche, daß die traurigen Ueberreste in aller Stille und mit so wenig Aufsehen als möglich der Erde bald wieder anvertraut werden."

„Ich bin zugleich gekommen in dieser Beziehung Ew. Durchlaucht Befehle zu empfangen," erwiederte ehrerbietig der Amtmann.

„So lassen Sie die Todte in dem kleinen Gärtchen am Forsthause, unfern der Geisblattlaube bestatten. Mögen ihre irdischen Reste an der Stelle ruhen, wo sie ihre irdische Ruhe verloren hat," sagte gedankenvoll die Fürstin.

Noch lange stand die edle Frau in tiefem Sinnen verloren, nachdem sich der Amtmann entfernt hatte, sie fühlte sich ergriffen und im Innersten bewegt von dem traurigen Geschicke des armen Mädchens, welches sie nur wenige Minuten gesehen, das aber doch einen

unauslöschlichen Eindruck in ihrer Seele zurückgelassen hatte.

Der Wille der Fürstin wurde zwar pünktlich vollzogen und die Bestattung in der größten Stille vorgenommen, dennoch wurde die Begebenheit, von welcher so viele Personen Kenntniß hatten, bald allgemein bekannt und erregte um so größeres Interesse und Aufsehen, als man nun das Verschwinden und den Tod Kätchens mit dem schnellen Ableben des Fürsten selbst in Verbindung brachte und nicht müde wurde sich in allen möglichen Muthmaßungen zu erschöpfen.

So sehr sich auch der Amtmann bemühte die näheren Umstände von Kätchens Tode zu erforschen, es gelang durchaus nicht, irgend eine Spur aufzufinden, welche zu weiteren Entdeckungen hätte führen können; der Grabhügel im Schatten der Geisblattlaube, unfern des Försterhauses an der kleinen Waldwiese, blieb vielmehr nach wie vor mit dem Schleier eines Geheimnisses bedeckt, welches zu erforschen sich Neugierde sowohl als Theilnahme vergebens bemühten. Als aber der Frühling seine Blüthen darüber streuete und die Zeit die frisch geschaufelte Erde mit einer Grasnarbe überzog, schwand auch dieses Grab, so wie alle übrigen auf der Erde, nach und nach aus dem Gedächtnisse

der lebendigen Menschen und hörte auf ein Gegenstand des Interesses zu sein. —

Das arme Kätchen war vergessen. Der Förster Steffen und seine mehr und mehr wachsende Familie freute sich des ihm zugefallenen reichen Erbes, und es wurde immer seltener, wo selbst diese nächsten Verwandten, durch irgend eine äußere Veranlassung bewogen, derjenigen gedachten, deren unglücklichem Schicksale sie ihren irdischen Wohlstand zu verdanken hatten.

Jahre verflossen und wenig änderte sich auf dem Schlosse Greifenstein. Die Zeit zog einförmig darüber hin, ohne durch ein hervorstechendes Ereigniß irgend einen Abschnitt in ihrer Bahn zurückzulassen. Diejenigen, welche das Zenith ihres Lebens überschritten hatten, senkten sich rasch oder langsam dem Horizonte zu, andere stiegen auf, voll jugendlichen Strebens, voll Thatenlust und Hoffnungen, emsig bemüht den Scheitelpunkt ihres Glückes zu erreichen, um ebenfalls, den ewigen Gesetzen der Bewegung folgend, nur einen kurzen Moment dort zu verweilen und ihr Geschick zu erfüllen.

Unter der sorgsamsten Aufsicht und Pflege gediehen die Kinder, deren Erziehung die Fürstin mit unermüdlicher Sorge sich widmete.

Egon und Bruno hatten die Jahre der Kindheit zurückgelegt und Ideen anderer Art fingen an in ihrem Kopfe und in ihrem Herzen Raum zu gewinnen. Egon war 14, Bruno 15 Jahre alt geworden. Die Theilnahme und Neigung des ersteren zu der kleinen nunmehr siebenjährigen Malfi hatte, wenn auch nicht nachgelassen, doch in ihren äußeren Kundgebungen sich verringert. Dem aufstrebenden Knaben sagte die Gesellschaft des noch völlig in der Kindheit befindlichen Mädchens nicht mehr zu; um so inniger schloß er sich an Bruno an, und es schien der Freundschaft vorbehalten, die ersten jugendlichen Blüthen seines reichen warmen Gefühles empor zu treiben. Bald nach der Aufnahme Malfi's hatte sich ihr Bruder Bebby von Zeit zu Zeit eingefunden und, unter dem Vorwande sich nach dem Ergehen seiner Schwester erkundigen zu wollen, den beiden Knaben sich angeschlossen, welche in dem aufgeweckten, schlauen und körperlich gewandten Jungen einen willkommenen Gespielen erblickten. Im Anfange hatte man diese Annäherung zu verhindern gesucht, da Bebby jedoch immer wieder gekommen und sich stets ordentlich betragen hatte, so gewöhnte man sich nach und nach an ihn, ja vermißte

ihn wohl sogar, wenn er, was zuweilen geschah, mehrere Tage ausblieb.

Um diese Zeit waren verschiedene Ritterromane, und auch Tasso's befreites Jerusalem den Knaben in die Hände gekommen und hatten ihren Ideen eine ganz neue Richtung gegeben. Die einzelnen darin beschriebenen Kämpfe wurden, nachdem man sich mit Rüstungen von Pappe versehen hatte, alle durchgefochten; ein alter verfallener Thurm am Ende des Parks diente dabei als Burg und blieb, während der ganzen romantischen Periode der auf dem Uebergange zum Jünglingsalter sich befindenden Knaben, der Mittelpunkt ihrer Thaten. Mit dem jenen Jahren eigenthümlichen, oft kaum zu ahnenden Ideenreichthum, hatte man in jener Warte verschiedene theilweise sehr mühsame Einrichtungen getroffen. Ein Gemach war von allem Schutte befreit worden und diente als Rittersaal; auf hervorspringenden Steinen gelangte man kletternd in einen oberen Raum, welcher als die eigentliche Wohnung angesehen wurde, und wo man sich gegen jeden feindlichen Angriff dadurch gesichert hielt, daß man Jeden, der es unternehmen möchte die ohnehin gefahrvolle Kletterei zu wagen, mit Steinen todtwerfen

konnte. Hier befanden sich die Rüstungen, Schilde, Armbrüste, Lanzen und Schwerter, sowie mehrere Lagerstätten von Laub mit Decken überlegt. Der alte verfallene Keller war mit vieler Mühe von dem darin befindlichen Schutte geleert und diente theils zur Abhaltung des heimlichen Gerichts, theils zum Burgverlies. Durch ein feierliches Versprechen hatten die Knaben gelobt, Niemandem das Dasein dieses Versteckes zu verrathen, welches, da man sorgfältig von Außen jede auffallende Veränderung vermieden hatte, auch wirklich von Keinem gekannt war.

Es gewährte den Knaben ein großes Vergnügen oben auf dem Mooslager zu liegen, aus einigen alten Krügen Wasser zu trinken und in dem Gedanken zu schwelgen, ohne alle Beobachtung sich zu befinden. Man redete dann nur in der den Ritterromanen entnommenen Sprachweise und schwatzte so das abentheuerlichste Zeug.

Was jedoch die eingebildeten Ritter und Wegelagerer am meisten betrübte war der Umstand, daß sich eigentlich Niemand um sie bekümmerte. Die Wache, welche beständig auslugte, während die Anderen ruhten, hatte nie etwas zu berichten; die Berathungen, die, nachdem alle Einrichtungen getroffen waren, keinen

eigentlichen Gegenstand mehr hatten, fingen an langweilig zu werden, und die aus der Phantasie entlehnten und untergeschobenen Thatsachen begannen sich zu häufig zu wiederholen. Kurz, es fehlte an Ereignissen, und diese mußten auf jede Weise herbeigeführt werden, sollte das ganze Ritterwesen nicht in Verfall gerathen.

Bebby, dem man eigentlich niemals die vollen Rechte der Gleichheit zugestanden hatte, wurde zum Werkzeuge in dieser Beziehung ausersehen. Viel schlauer und in seinem Verstande gereifter, als die beiden übrigen Knaben, ließ er, der bei allen seinen Handlungen sowohl seine als die Interessen seiner Stammgenossen verfolgte, sich willig die ihm zugedachte Rolle übertragen. Er spielte den Verräther, den Räuber, den Feigling ganz so, wie es seine beiden ritterlichen Kameraden wünschten. Es wurden nun vielfache Kämpfe ausgeführt, in denen Bebby natürlich immer unterliegen mußte, Verhöre und heimliche Gerichte im Keller gehalten und die Strafen scheinbar stets an dem Verurtheilten vollzogen. Das immer wiederkehrende Sichgegenüberstehen, wenn auch nur in vorher verabredeten Fehden, die dennoch zuweilen einen andern Ausgang nahmen, und wobei kleine Verletzungen oft unvermeidlich waren,

erzeugte bei den verschiedenen Parteien nach und nach eine gereizte Stimmung, welche sie die Grenzen des getroffenen Uebereinkommens nicht selten überschreiten ließ. Es gelang Bebby mehrmals die beiden jungen Tugendrepräsentanten wirklich zu überlisten und sich in dem Besitze des oberen Gemaches längere Zeit gegen ihren Willen zu erhalten, so daß man genöthigt war die angenommenen Rollen aufzugeben und ihm mit einer wirklichen Züchtigung zu drohen, wenn er nicht ordentlich weiter spielen wolle. Gegen diese Anmaßungen gebrauchte man dadurch wieder Repressalien, daß man ihn oft längere Zeit zur Vollstreckung eines gegen ihn erlassenen Urtheils in den Keller einsperrte. So entstand wirklich ein kleiner Krieg unter den Knaben, in welchem jedoch die Schlauheit des jungen Zigeuners fast immer den Sieg davon trug.

Eines Tages hatte man die Ausführung einer sehr verwickelten Begebenheit verabredet, welche, einem Ritterroman entnommen, darin bestand, daß ein Raubritter ein Fräulein, die Braut eines Andern entführt, in seiner Burg vergeblich lange Zeit belagert wird, dann aber, durch List verleitet, auf dem Wege nach einer andern Veste mit dem Fräulein, nach heftigem Kampfe wieder in die Hände der Befreier der Dame

fällt; diese ziehen im Triumph nach ihrer Burg zurück, wo die Vermählung des jungen Paares stattfindet, nachdem der schändliche Raubritter zu ewigem Gefängniß im Burgverlies verurtheilt worden ist.

Bebby war natürlich hierbei wieder die Rolle des Raubritters zugedacht, welche anzunehmen er auch keinen Augenblick Anstand fand. Bruno sollte den Bräutigam machen, und Egon war sein ihm für Leben und Tod ergebener Freund. So schnell man bis hieher mit der Vertheilung der Rollen gekommen war, so große Schwierigkeiten bot dagegen die Herbeischaffung eines passenden Fräuleins dar. Man hielt hierüber eine lange Berathung, deren Resultat endlich darin bestand, Malsi in das Geheimniß, gegen das feste Versprechen der Verschwiegenheit, einzuweihen und sie das Fräulein vorstellen zu lassen.

Das kleine Mädchen fügte sich gern dem Willen der älteren Knaben, und so zog man an einem Nachmittage, die kurze Abwesenheit der Fürstin benutzend, zusammen nach dem alten Thurme. Hier wurde zuerst Malsi mit den verschiedenen Einrichtungen bekannt gemacht, doch konnte man sie nur mit Mühe dahin bringen in den dunklen Keller zu treten, aber

durch keine Ueberredung bewegen das obere Gemach auf der gefahrvollen Bahn zu erklettern.

Für die Knaben war dieser nicht vorher bedachte Umstand sehr unangenehm, weil dort oben gerade der Schluß der ganzen Begebenheit, die Vermählung des wieder vereinten Paares, gefeiert werden sollte. Man waffnete sich indeß, welche Zeit Bebby benutzte, um Malfi nach einem unweit davon gelegenen Pavillon zu führen. Diese befand sich ungern in der Gesellschaft ihres Bruders, und folgte ihm wirklich mit Widerwillen.

„Du gehst nicht gern mit mir, Malfi," sagte Bebby zu ihr, nachdem sie durch die Windungen des Weges den Anblick des alten Thurmes verloren hatten, „hast Du Deinen Bruder nicht lieb?"

„Ich habe Dich wohl lieb, aber Egon habe ich doch lieber."

„Und weßhalb hat Malfi Egon lieber? ich bin doch Dein Bruder!"

„Egon ist auch mein Bruder und viel freundlicher gegen mich als Du."

„Egon ist nicht Dein Bruder, Malfi; Du bist ein Zigeunerkind; vergiß das niemals; wenn sie jetzt auch freundlich gegen Dich thun, im Herzen können

sie Dich doch nicht leiden, und wenn Du älter wirst, werden sie Dich hassen und verachten."

„Du bist ein unartiger böser Junge, Bebby; ich mag nicht mit Dir gehen; ich werde Egon sagen, wie Du von ihm sprichst;" sie drehte sich bei diesen Worten um und machte Miene zurückzukehren.

„Komm Malsi," sagte Bebby tückisch, „komm, Du mußt mit, sonst können wir ja nicht weiter spielen, Du mußt mit mir gehen, auch später wirst Du das müssen."

„Ich will aber nicht," entgegnete Malsi entschlossen, indem sie stehen blieb.

„Ach! das hilft Dir nichts, kleines Ding, Du wirst thun, was ich Dir sage," erwiederte Bebby ihr einen Stoß in den Rücken versetzend, daß sie eine Strecke forttaumelte. Malsi fing an zu schreien, Bebby aber zog sie fort und brachte sie in den Pavillon, den er, der Abrede gemäß, hinter sich zuschloß.

Malsi schrie unaufhörlich und bald erschienen Egon und Bruno gewappnet.

„Warum schreit Malsi?" fragte Egon besorgt, „Du hast ihr doch nichts gethan, Bebby?"

„Ach! sie will heraus; das Mädchen ist noch zu dumm, sie denkt, ich wollte sie einsperren."

„Er hat mir weh gethan, Egon,“ rief weinend Malſi, „ich will heraus, er ſagt, ich ſei ein Zigeunermädchen und Du wärſt nicht mein Bruder.“

„Das hat er geſagt, und er hat Dir etwas gethan? Mach auf Bebby! Laß mich zu Dir hereinkommen, wart nur!“

„Es iſt ein widerlicher Junge,“ rief Bruno ebenfalls entrüſtet, er muß ordentlich gezüchtigt werden — aufgemacht!“

„Ich mache nicht auf,“ antwortete Bebby ruhig, darf ich dem Mädchen nicht ſagen, daß ſie meine Schweſter und ein Zigeunerkind ſei? iſt's nicht die Wahrheit?“

„Mache auf Bebby, oder wir prügeln Dich windelweich,“ ſchrien die Knaben.

„Ich mache nicht eher auf, als bis Ihr verſprecht ruhig weiter zu ſpielen und mir nichts zu thun.“

„Das wollen wir ſehen,“ riefen die Angreifenden und begannen die Thüre mit Gewalt zu ſprengen; dieſe widerſtand jedoch ihren Anſtrengungen und es kam wieder zu Unterhandlungen, deren Reſultat war, da ſich Malſi inzwiſchen auch beruhigt hatte, daß das Spiel ſeinen verabredeten Gang gehen ſolle.

Der wirkliche Angriff auf den Pavillon wurde als der fingirte betrachtet und die beiden Ritter zogen ab. Bald verließen auch Bebby und Malfi wieder ihren Zufluchtsort und wurden unfern des Thurmes von Egon und Bruno überfallen. Der Kampf, welcher hier stattfand, bewies Bebby nur zu deutlich, daß in dem Herzen seiner angeblichen Feinde noch eine große Menge wirklichen Grolles gegen ihn vorhanden war. Er erhielt einige tüchtige Hiebe mit den hölzernen Schwertern, welche es jeden Falls höchst zweifelhaft ließen, ob sie noch als der Ausfluß eines verabredeten Scherzes angesehen werden konnten. Bebby wehrte sich in gleicher Weise; auch seine Schläge waren nicht sanft und so kam es zu einer ziemlich ernsten Prügelei, in welcher Bebby jedoch nicht eher überwältigt wurde, bis er seine beiden Gegner übel zugerichtet hatte. Namentlich war Bruno schlecht weggekommen, welcher einen Hieb über den Kopf empfing, der seinen Helm zertrümmerte und seine Nase so verletzte, daß das Blut lange Zeit nicht zu stillen war. Die beiden Ritter schleppten nun den Gefangenen in das Burgverlies, wo er zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt werden sollte.

„Es ist ein falscher, schlechter Junge der Bebby,“

rief Bruno, noch immer blutend, ein tückischer Bengel, wir müssen ihn exemplarisch bestrafen, Egon, sieh nur, wie er mich geschlagen hat!"

„Habt Ihr nicht angefangen?" entgegnete Bebby; „glaubt Ihr, Ihr könnt mich nach Herzenslust prügeln und ich soll mich nicht wehren, weil ich ein Zigeuner bin? Es ist Dir recht gesund, Du Prahlhans, daß Du den Hieb bekommen hast, ich wollt', ich hätte Dich noch besser getroffen!"

„Was? Du willst hier noch frech sein? Du lumpiger Zigeunerjunge," schrie Bruno ergrimmt. — „Komm Egon, wir wollen ihn in den spanischen Bock spannen, da wird er wohl anderen Sinnes werden."

„Erst wollen wir ihn verhören," entgegnete dieser, der immer noch zweifelhaft war, ob das Spiel fortgesetzt werden sollte.

„Ach was," rief Bebby, „mit Eurem Kribskrabs, ich mag nicht weiter spielen, ich will fort, Ihr könnt verhören, wen Ihr Lust habt —"

„Du mußt Dich verhören lassen Bebby, wir haben es ausgemacht, Du wirst nicht eher entlassen werden," entgegnete Egon.

„Ich will aber gehen," trotzte der Zigeunerknabe, „und sehen, wer mich daran hindert!" mit diesen

Worten suchte er den Eingang zu gewinnen und stieß Egon, der ihm in den Weg getreten war, unsanft zurück. Bruno faßte ihn jedoch von hinten um den Hals, und beide rissen ihn bald zu Boden. Es wurden nun dem zur Wuth gereizten Bebby Hände und Füße gebunden, nach vielen vergeblichen Versuchen endlich die gefesselten Hände über die zusammengebogenen Knie gestreift und zwischen diesen und dem Ellenbogengelenk ein Stock gesteckt. Bebby hatte in diesem ungleichen Kampfe alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Gegenwehr gebraucht, er hatte um sich getreten und geschlagen und zuletzt Bruno in den Arm gebissen. Als es endlich seinen Gegnern gelungen war, ihn so zu fesseln, daß er kein Glied seines Körpers rühren konnte, zeigten seine Züge den Ausdruck der heftigsten Wuth; sein Gesicht war kirschbraun, Schaum lag vor seinem Munde und die kohlschwarzen Augen leuchteten in der Dämmerung des Kellers. Seine Peiniger standen, selbst erschöpft von der Anstrengung, vor ihm und betrachteten den auf dem Boden liegenden zusammengeknebelten Feind. Egon fühlte zuerst das unritterliche der begangenen That und bemühte sich derselben ein solches Motiv unterzulegen, als habe sie eigentlich mit zum Spiele gehört.

„Es ist unrecht von Dir, Bebby," begann er nach einiger Zeit, „daß Du zuerst Ernst gemacht hast; es blieb uns nichts übrig, als Dich zu fesseln, sonst wärst Du fortgelaufen und wir hätten nicht weiter spielen können; wenn Du versprichst nun ordentlich zu sein, werden wir Dich losmachen, wenn Dich das Fräulein gesehen hat."

Bebby antwortete nicht, als aber Egon den Keller verlassen hatte, um Malfi zu holen, stieß er mehrere Schimpfwörter gegen diesen und Bruno aus.

„Wart', das Schimpfen will ich Dir vertreiben, Zigeunerjunge," spottete Bruno, in dessen Herzen noch immer die Rache kochte. Langsam trat er zu dem Wehrlosen und gab ihm mehrere Schläge in's Gesicht. Dieser schnappte um sich, wie ein gefesselter Hund, als er jedoch das Vergebliche dieses ihm einzig übriggebliebenen Vertheidigungsmittels sah, begann er aus vollem Halse zu schreien. Mit den Worten: „das soll Dir wenig helfen," steckte ihm Bruno behend sein Taschentuch in den geöffneten Mund, und stopfte es soweit hinein, bis der Gepeinigte nur noch dumpfe Töne der Wuth und des Schmerzes von sich zu geben im Stande war; dann stieß er ihn hohnlachend mit dem Fuße von einer Seite auf die andere.

Der Zustand des armen Bebby war wirklich ein beklagenswerther, seine Wuth erreichte den höchsten Grad, gewaltsam warf er den Kopf auf den harten Steinboden des Kellers und machte vergebliche Anstrengungen seine Bande zu sprengen.

Inzwischen kehrte Egon in Begleitung von Malsi zurück.

„Hier seht Ihr den Verräther, mein Fräulein," begann dieser das Spiel fortführend, „er hat den gebührenden Lohn empfangen, gefesselt liegt er zu Euren Füßen."

Malsi hatte es zuerst nicht vermocht in der Dämmerung des Kellers einen Gegenstand zu erkennen; als sie nun aber ihren Bruder in diesem bejammernswerthen Zustand erblickte, fing sie, von Schreck ergriffen, an heftig zu schreien, und entfloh so rasch, daß die beiden Knaben, welchen dieser Entschluß Malsi's zu unerwartet gekommen war, sich bald davon überzeugten, daß es vergeblich sein würde sie einzuholen. Als sie aus dem Keller traten hörten sie Malsi's klägliches Geschrei bereits in ziemlicher Entfernung und die verhängnißvollen Worte: „sie bringen den armen Bebby ums Leben," welche Malsi fortwährend ausrief, erregten bei ihnen die begründete Besorgniß, daß bald

mehrere Leute hieher kommen würden und daß dieser unwillkommene Besuch zur Entdeckung ihres ihnen so lieben Verstecktes führen könne. Man beschloß also sofort die Bande Bebby's zu lösen, sich in das obere Gemach zurückzuziehen und dort in aller Stille die Ereignisse abzuwarten.

„Bebby," redete Egon diesen an, „Malfi ist fortgelaufen, weil sie glaubt, wir hätten Dich im Ernste gebunden, wir müssen Alle oben hinauf; dort wollen wir uns ganz still halten, bis die Leute wieder fort sind."

Während er dieses sprach, begann er Bebby's Fesseln zu lösen und bemerkte erst jetzt das Tuch in dessen Munde. „Was hast Du gemacht Bruno? der arme Bebby hätte ersticken können; schäme Dich! das ist sehr Unrecht von Dir!"

„Er wollte schreien; die Verräther werden immer so gebunden, wenn sie widerspenstig sind, und Bebby wollte es nicht anders haben," erwiederte dieser sich entschuldigend.

Der Gefesselte stand wieder auf seinen Füßen, der letzte Strick von seinen Händen wurde abgenommen. Es schien als ob er einen Augenblick seine Glieder prüfte, ob ihm die noch heftig schmerzenden ihren

Dienst nicht versagen müßten; dann sprang er vorwärts und war augenblicklich aus dem Keller verschwunden. Die beiden Knaben eilten ihm verwundert nach und sahen ihn mit der Behendigkeit einer Katze die Mauer hinauf nach dem oberen Gemache des Thurmes klettern.

Als er oben angekommen war, blieb er hohnlachend stehen. Mit tückischer Schadenfreude blickte er auf die unten befindlichen Knaben herab, dann begann er Alles, was oben sich befand, Helme, Panzer, Lanzen u. s. w. zu zerbrechen, zu zerreißen und zu zerschlagen und die Stücke hinabzuwerfen.

Hierüber natürlich aufs Heftigste erzürnt, machten die Knaben Miene gleichfalls hinaufzuklettern, um dieser Zerstörung Einhalt zu thun. Bebby, der diese Absicht jedoch sogleich erkannte, trat an die obere Oeffnung, indem er drohend hinabrief: „Den Ersten, der einen Versuch macht heraufzukommen, werfe ich einen Stein auf den Kopf. — Glaubt Ihr dummen Jungen Ihr könntet mich schinden wie ein Stück Vieh, blos weil es Euch Spaß macht? — Alles soll herunter, Nichts soll ganz bleiben und Keiner soll mich daran hindern.“

„Das wollen wir sehen," rief Egon im heftigsten Zorn und begann entschlossen an der Mauer hinaufzuklettern; bald taumelte er jedoch von einem Steinwurf an den Kopf getroffen zurück, der ihn gefährlich verletzt haben würde, hätte der Helm von dicker Pappe ihm nicht einen wirksamen Schutz geleistet. Das über sein Gesicht herabrieselnde Blut steigerte nur seine Wuth und schwächte keineswegs den Entschluß sein Vorhaben auszuführen.

„Der hat's, der hat's," schrie Bebby, „ich wollte 's wäre der Andre gewesen, doch der hat nur Muth, wenn ich mich nicht rühren kann." Während er dieses sprach, fuhr er in seiner Zerstörung fort und noch immer flogen die Trümmer der Rittergeräthschaften durch die Oeffnung hinab. „Platz da unten," rief jetzt Bebby, „'s kommt die Hauptsache." Mit Mühe schleppte er einen schweren Sessel, den man vom Speicher des Schlosses seiner alterthümlichen Form wegen hierher getragen und nicht ohne viele Anstrengungen hinaufgezogen hatte, an die Oeffnung. — „Platz unten, oder Ihr werdet unter dem Thronsessel begraben." —

Die Knaben wichen zurück, mit lautem Krachen stürzte der schwere Sessel auf den steinernen Boden des Thurms, mit ihm zugleich aber auch Bebby, der

das Gleichgewicht verloren hatte. Er lag unter den Trümmern und Fetzen regungslos mit dem Gesicht auf der Erde.

Theilnahmvoll eilte Egon sogleich hinzu. „Bebby! Bebby!“ rief der selbst noch blutende Knabe, „hast Du Dir weh gethan? — Sprich Bebby. — Mein Gott! Bruno, er regt sich nicht!“

„Laß ihn liegen! Egon,“ erwiederte dieser noch immer voll Haß und Aerger, „er verstellt sich, und wenn er das Gnick gebrochen hat, was ist an solchem Zigeunerjungen gelegen!“

„Es wäre schrecklich,“ rief Egon in namenloser Angst. „Bebby! Bebby! rede, rede doch nur.“ — —

Bebby aber rührte sich nicht, er redete auch nicht mehr, denn er hatte wirklich das Gnick gebrochen. —

Viertes Kapitel.

> Wie rauh, o Mensch, ist selbst dein Gruß der Liebe!
> Preßt deine Hand des Freundes Hand in sich,
> Scheint's fast, als ob es dich zu sprechen triebe:
> Freund, fühle meine Kraft und wahre Dich!
>
> Anastasius Grün.

Schreck ergriff die Knaben, als die Ueberzeugung, Bebby könne wirklich todt sein, in ihrer Seele Raum zu fassen begann. Vor Allem war der Zorn Bruno's plötzlich herabgestimmt und an seine Stelle Angst über die möglichen unangenehmen Folgen dieses Ereignisses für ihn getreten.

„Ich glaube er ist wahrhaftig todt, Egon: er rührt sich nicht — komm, laß uns fortlaufen, wenn sie uns hier finden, glauben sie am Ende wir hätten ihn getödtet."

Egon hörte wenig auf die Rede seines Genossen, noch immer mit dem Todten beschäftigt, kniete er an seiner Seite, rieb seine Schläfe, knöpfte ihm die Kleidung auf und rief fortwährend seinen Namen. Die

Thränen flossen ihm bei diesen Bemühungen über die Backen und mischten sich mit dem Blute, welches noch immer aus der Wunde quoll, die ihm der Todte geschlagen hatte.

„Komm Egon! komm! ich höre Stimmen," rief Bruno ängstlich und verschwand in demselben Augenblicke in den angrenzenden Gebüschen des Gartens.

Den auf Malsi's Geschrei herbeigeeilten Personen, an deren Spitze sich der Amtmann befand, bot sich ein seltsamer Anblick dar. Mitten unter den Fetzen und Trümmern einer anscheinend zerstörten Theatergarderobe, lag der leblose, blasse, bereits vom Tode gezeichnete Zigeunerknabe, ihm zur Seite kniete der junge Fürst, die Hand des Verunglückten in der seinigen haltend, selbst mit Blut und Staub bedeckt, den Kopf mit einem theilweise zertrümmerten Ritterhelm bekleidet.

„Was ist hier vorgefallen?" rief der Amtmann. „Bebby ist todt! Wie kam er um? reden Sie, es ist an Ihnen hierüber eine sehr bündige Erklärung abzugeben!" fuhr er Egon an. Dieser richtete sich stolz auf und maß den Amtmann mit einem ruhigen sichern Blick; als er jedoch wieder auf Bebby sah, vermochte er es nicht die Thränen zurückzuhalten,

welche unwillkürlich aus seinen Augen drangen, und mit der Miene des Trotzes und der Entschlossenheit im Widerspruche standen, die er zu behaupten suchte.

Offenbar in der Absicht die Gefühle, welche sein Innerstes bewegten, vor den Versammelten nicht weiter kund zu geben, stand er auf und machte Miene den Thurm zu verlassen.

„Wenn Sie gehen wollen, mein junger Herr," sagte der Amtmann in gerechter Entrüstung, „so werde ich Sie begleiten. Sie sind dem Gerichte Aufklärung schuldig, und werden sich nicht von meiner Seite entfernen."

Egon erwiederte auch auf diese Rede kein Wort, sondern verließ, nachdem er noch einen langen Blick auf den Todten geworfen hatte, von dem Amtmanne gefolgt das Gemach, welches so oft die fröhlichen Spiele der Knaben gesehen hatte, und nun der Schauplatz eines so unerwartet traurigen Ereignisses geworden war.

Erst der Mutter erzählte Egon, anfangs ruhig, dann unter heftigen Weinen den Hergang der Begebenheiten, nachdem man lange vergeblich versucht hatte, ihn in Gegenwart des Amtmanns zu einer Erklärung zu vermögen. Die Bitten, selbst die Befehle seiner

Mutter waren ohne Erfolg geblieben, er stand stumm und regungslos vor ihnen, die Lippen seines zusammengepreßten Mundes fest geschlossen. Als aber der Amtmann sich, dem Willen der Fürstin gemäß, entfernt hatte, da öffnete sich sein Herz, er fiel seiner Mutter um den Hals und nur mit Mühe vermochte sie aus den fortwährenden Klagen um den Todten den eigentlichen Hergang des traurigen Ereignisses zu entnehmen. Egon selbst nahm alle Schuld auf sich, Bruno hatte nur seinen Willen vollzogen, ja die Aufregung des Knaben wurde am Schlusse seiner Erzählung so stark, daß die Fürstin selbst ihn beruhigen, trösten, seine Handlungsweise entschuldigen und das Erfinderische seiner Selbstanklage widerlegen mußte.

Bruno's und Malsi's Erzählungen, so wie die Besichtigung des alten Thurmes und der darin gefundenen Geräthe, ließen über die Richtigkeit der Erklärung Egons keinen Zweifel aufkommen und die Sache blieb auf sich beruhen. Selbst das Gerücht bezeichnete sie als einen Unglücksfall, der sich bei den Spielen der Kinder zugetragen habe.

Die Leiche Bebby's wurde zu den Zigeunern nach Waldhausen gebracht, um auf dem kleinen Todtenhofe daselbst, wenn man anders einen öden steinigten Platz

mit einigen unvollkommen und offenbar eilig aufgeworfenen Gräbern so nennen kann, beerdigt zu werden. Wlarika hatte dieselbe mit einigen Zigeunern abgeholt, und auf einem Karren von einem Esel gezogen nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht. Kein Wort der Klage war ihrem Munde entflohen; mit anscheinender Ruhe hatte sie den Todten betrachtet und war völlig gleichgültig geblieben, als unter den Hülfsleistungen der mitgebrachten Zigeuner der Leichnam ihres Sohnes in einer keineswegs zarten Weise auf den Karren gelegt und fortgefahren wurde. Das Begräbniß fand am selben Tage statt, der Todte wurde in einen Sarg gelegt, der in der Eile auf Kosten der fürstlichen Kasse gezimmert war, und ohne irgend eine Feierlichkeit in die kaum fünf Fuß tiefe Grube gesenkt, über die einen Hügel aufzuwerfen die Trägheit der Zigeuner für unnöthig erachtete.

Der Tag nach der Beerdigung des armen Bebby war zu Ende gegangen; eine laue, sternhelle dämmernde Sommernacht lag über dem Thale, in gleicher Weise über das fürstliche Schloß, wie über den zerfallenen Hütten der verachteten Zigeuner, Ruhe, Friede und Schlummer ausgießend.

Von allen Zigeunern wachte nur allein Wlarika.

Sie saß vor der Thür ihrer armseligen schmuzigen Wohnung, auf demselben halbverfaulten Holzkloze, wo sie einst das einzige Kleidchen der kleinen Malsi auszubessern bemüht gewesen war. Die alte schmuzige schwarzwollene Müze, welche sonst ihre greisen Haare bedeckte, war ihr entfallen und unordentlich hingen diese um ihren Nacken, theilweise ihr Gesicht verhüllend.

Sie blickte nach den Sternen und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Ihre Gedanken beschäftigten sich offenbar mit einem für sie wichtigen Gegenstande, denn ihr Selbstgespräch wurde immer deutlicher und zeugte von der Thätigkeit ihrer Seele.

„Er ist todt," sprach sie kaum vernehmbar, „was liegt dran ob er lebt oder ob er todt ist? er hätte meiner doch vergessen und uns nie etwas genützt. — Glich er doch ganz seinem Vater, dem Elenden, der mich so schändlich betrogen; der mich verleugnet als es ihm gut ging, und mich gequält, wenn er nichts zu beißen hatte. Er hätt' geendet wie der — am Galgen. Drum ist's besser, daß er jetzt schon's Gnick brach. Hat dem Henker 'nen Strick gespart. — Aber sie lebt noch und wird auch nicht sterben! dort oben steht's deutlich genug für den, der's zu lesen versteht. Sein

Tod und ihr Leben beides ist günstig! 's soll auch beides benutzt werden."

Die Stille der Nacht ward hier durch ein Geräusch unterbrochen, welches ihr scharfes Ohr sogleich wahrnahm. Sie erblickte auf dem Platze, wo die Todten der Zigeuner ruhten, eine Gestalt, welche bewegungslos an dem Grabe ihres Sohnes zu stehen schien. Leise schlich sie näher und erkannte in dem Helldunkel der Nacht den jungen Egon, welchen der Schmerz um seinen, wenn auch im Leben wenig geliebten Spielgenossen von dem nächtlichen Lager aufgetrieben hatte, um dem Todten einen Besuch abzustatten.

Egon war auf dem nur an der frischen Erde kenntlichen Grabe hingekniet; er schien zu beten, seine Hände waren gefaltet, sein Kopf auf die Brust herabgesunken. Da fühlte er eine leise Berührung auf seiner Schulter; er blickte empor, und hätte sein Herz die Furcht leicht zu berühren vermocht, die Gestalt, welche vor ihm stand, wäre völlig dazu geeignet gewesen, sie ihm einzuflößen. Das hohe, in Lumpen schlecht gehüllte, von ihren vollen zottigen Haaren umflossene Zigeunerweib, die Mutter des Todten, stand regungslos vor ihm.

So grauenhaft die Erscheinung auch war, Egon wich nicht vor ihr und erkannte bald Warika. Das gewaltsame Eingreifen eines ernsten Schicksals in sein bisheriges noch ganz der Kindheit angehörendes Treiben, hatte eine plötzliche und mächtige Veränderung in dem Knaben hervorgerufen.

Mit einem Male hatte er die Grenze der Kindheit überschritten und ganz andere Gefühle und Gedanken wogten und entstanden in seinem Innern als vor wenigen Tagen. Er fing an seiner Empfindungen und seines eigentlichen Strebens sich bewußt zu werden; seine Handlungen waren nicht mehr der Ausfluß eines augenblicklichen Gefühls, nicht mehr bedingt durch jede äußere Erscheinung, vielmehr geleitet von einer vorhergegangenen Ueberlegung und geregelt durch ein Festhalten an dem, was er als gut oder nothwendig erkannt hatte. Egon war in wenigen Tagen ein Jüngling — fast ein Mann geworden. Die Hauptzüge seines Charakters, Entschlossenheit und festes, oft eigensinniges Beharren an dem, was er für recht oder gut hielt, sowie an den Personen, welchen er seine Neigung zugewandt hatte, verbunden mit einer Weichheit des Gemüthes, wie sie nur wahrhaft starken Männern eigen ist, waren, wie die Blüthe der

Aloe, mit einem Male ans Licht getreten. Er kam sich selbst fremd und verändert vor, und doch wohnte in seinem Innern eine nie gekannte wohlthuende Ruhe, ganz im Gegensatze von jener Unsicherheit und Unklarheit, welche sonst in jeder Uebergangsperiode unseren Geist in seinen Verrichtungen befangen macht. So stand er auch jetzt vor der unheimlichen Zigeunerin, mit Ruhe erwartend, was sie ihm zu sagen haben werde.

„Der junge Herr Fürst besucht das Grab meines Sohnes; 's freut mich, daß er des armen Bebby noch gedenkt, wenn er sich auch schämt am Tage zu kommen, wo's die Leute sehn möchten," redete diese endlich, nachdem sie noch eine Zeit lang geschwiegen, Egon an.

„Nicht schäme ich mich am Tage zu kommen, Wlarika; ich komme des Nachts, weil es mir in der Nacht einfiel hieher zu gehen. — Es thut mir sehr leid, daß Bebby so hat sterben müssen, Ihr könnt mirs glauben, daß es mir sehr leid thut!"

„Glaub's junger Herr, wenn man Schuld an dem Tode eines Menschen ist, thut's einem immer nachher leid, besonders in so jungen Jahren!" —

„Ich bin nicht Schuld an seinem Tode, wer Dir

das gesagt hat, hat Dich belogen. — Er starb, wie Du weißt, durch eigne Unvorsichtigkeit, Niemand ist Schuld daran als er selbst oder ein unglücklicher Zufall!"

„So? — habt Ihr ihn nicht geschlagen und gebunden und gereizt, bis er in der Wuth selbst kaum wußt' was er that? — Wär' er herabgestürzt, wenn Ihr ihn nicht so schlecht behandelt hätt't?"

„Wir spielten nur zusammen; — Keiner kann dafür, ich versichere es Euch auf's Feierlichste."

„Will's glauben, werd's wenigstens Niemand sagen, daß ich's nicht glaub'. Ihr aber habt Viel gut zu machen an den armen Zigeunern. Gedenkt daran, junger Herr, wenn Ihr's einst könnt."

„Was hat Bebby's Tod mit den übrigen Zigeunern zu schaffen? Niemand von ihnen bekümmerte sich um ihn als er lebte!"

„Meint Ihr? Ihr vornehmen Leut' denkt immer das arme Volk hätt' sich nicht auch'n Bischen lieb untereinander, und man dürf' ihm die Kinder wegnehmen und todtmachen nach Belieben."

„Ich mag nicht länger derartige Reden hören, Warika," erwiederte Egon. — „Gute Nacht!"

„Noch ein Wort," sprach die Alte dringend und

mit erhobener Stimme, „hört noch ein Wort. Ich will mein Kind wieder haben, die kleine Malsi, damit sie auch dort oben nicht den Hals bricht; Niemand hat ein Recht mir mein Kind zu nehmen! ich habe keine Pflege in meinen alten Tagen nun der Bebby todt ist. Morgen komme ich auf's Schloß und hole mein Kind."

Die Billigkeit, ja die Rechtmäßigkeit dieser Forderung leuchtete Egon zwar sogleich ein, doch fühlte er auch eben so klar, daß Malsi unmöglich jemals wieder in die Hütten und zu der Lebensweise der Zigeuner zurückkehren dürfe.

„Malsi kann nicht zu Euch wieder hieher kommen," erwiederte er in bestimmtem Tone, „Ihr habt selbst eingewilligt, daß sie oben erzogen werden soll, und könnt Euer Wort nicht zurücknehmen."

„Und was soll aus mir werden? soll ich hier hülflos umkommen und verderben? wer soll mich pflegen, wenn ich krank werd'."

„Ich werde mit der Mutter reden, Wlarika, daß sie Euch ein kleines Jahrgehalt aussetzt, damit wird Euch wohl geholfen sein, denk' ich."

„Das ist's erste vernünftige Wort, was Ihr sprecht heut' Nacht, junger Herr, thut's, und wenn's

Jahrgehalt, wie Ihr's nennt, nicht zu klein ausfällt, mag's Kind noch 'ne Zeit lang oben bleiben; aber vergeßt nicht, 's ist meine Tochter, und der Bebby wär' ohne Eure Spielerei noch am Leben!" vergeßt's niemals junger Herr!"

„Gute Nacht, Alte," sprach unwillig Egon, indem er fortging, „unsinniges Geschwätz!"

„Gott beschütz' Ew. fürstliche Gnaden," rief die schlaue Zigeunerin ihm nach, „mög's Ew. Durchlaucht stets wohlergehen!"

Die Gestalt Egons war in der Dunkelheit verschwunden, auch Wlarika kehrte nach ihrem Holzklotze zurück.

„Wenn's auch nicht wahr ist," sprach sie, dort sitzend, vor sich hin, „wenn's auch nicht wahr ist, er glaubt's am Ende selbst, wenn ich's ihm noch recht oft sag'; und glaubt er's auch nicht, so thut er schon was, wenn er denkt: ich glaub's. Des Bebby Tod ist viel werth. — He! wie freu' ich mich, daß sie mir die blanken Gulden auszahlen werden, ganz umsonst, ohne alle Müh'. Und die Malfi bleibt mir doch noch. 'S geht gut — Alles gut."

Am andern Morgen erschien Wlarika auf dem Schlosse und forderte die Rückgabe Malfi's, welche

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

sie jetzt zu ihrer Pflege nöthig habe. Man setzte ihr eine jährliche Entschädigung von 50 Gulden aus und tröstete das weinende Kind, welches in namenlose Angst über das Ansinnen der Alten gerathen war und sich lange Zeit gar nicht wieder beruhigen wollte.

Wlarika hatte Malfi unten getroffen und den günstigen Augenblick wahrgenommen, sie daran zu erinnern, daß sie ihre Mutter sei, daß sie mit ihr gehen, sie pflegen und lieb haben müsse, und sie zum Beweise ihrer mütterlichen Liebe auf den Arm genommen, geliebkost und geküßt.

Von Seiten Malfi's dagegen wurden diese Zärtlichkeiten nicht nur nicht erwiedert, sondern entschieden zurückgewiesen. Unter heftigem Schreien hatte sie sich losgemacht, der Zigeunerin gesagt, die Fürstin sei ihre Mutter und war dann in athemloser Flucht, wie eine Taube die der Habicht jagt, zu dieser geeilt, ihr am ganzen Körper zitternd um den Hals geflogen, hatte sie krampfhaft umfaßt und unter Weinen und Schluchzen gebeten, sie nicht der alten häßlichen Frau zu schenken, die ihre Mutter sein wolle.

Wlarika wurde, wie gesagt, mit Geld abgefunden und verließ anscheinend sehr betrübt das Schloß; als sie jedoch den steilen Hohlweg hinab ging, welcher

in's Thal hinunter führte, und überzeugt war unbeobachtet zu sein, heiterte sich ihre Miene auf und drückte ein grinsendes Wohlbehagen aus. Sie holte die erhaltenen 25 Gulden aus der Tasche und betrachtete das blanke Silber, es wohlgefällig in der Hand hin und her wiegend.

„Ein guter Anfang," sprach sie vor sich hin, „ein guter Anfang, schönes Geld, wie's blitzt und funkelt. Die alte Wlarika muß noch viel, viel mehr kriegen; und doch bleibt die Malsi mein Kind, wenn's auch d'rüber schreit, der Balg. — Wenn sie älter ist, wird's nicht mehr schrei'n, aber viel werden's dann geben woll'n, wenn die schöne Malsi nicht der alten Wlarika Kind wär'. Werden mir noch viel schöne blanke Gulden geben, hi hi hi hi, und's bleibt doch mein Kind!" — Unter solchen Gedanken und Selbstgesprächen wanderte das Zigeunerweib nach den Hütten zurück, nachdem sie vorher an einem abgelegenen Orte das erhandelte Geld vorsichtig vergraben hatte.

In dem Benehmen Egons war, wie bereits erwähnt, eine mächtige Veränderung vorgegangen. Der alte Thurm mit seiner tragischen Erinnerung wurde gemieden und der Ritterspiele gedachte man nur noch wie einer kindischen Neigung. Ernstlich lagen Egon

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

und Bruno den Wissenschaften ob, in welchen beide Knaben, deren natürliche Anlagen gleich ausgezeichnet waren, unter der Leitung einsichtsvoller und tüchtiger Lehrer rasche Fortschritte machten. Vorzugsweise zog Egon das Studium der alten Sprachen und der Geschichte an, während Bruno's Neigung mehr der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt war. Egon schwärmte beim Lesen der alten klassischen Werke der Dichtkunst, begeisterte sich an den Erzählungen des Thucidides, Xenophon, Livius und Tacitus, und übte sich in der Kunst der Rede an den unerreichbaren Vorbildern eines Demosthenes und Cicero.

Wie im Feuer das edle Metall, so läuterte sich sein Verstand und sein Geschmack an den Gedanken der reichbegabtesten Geister einer längst vergangenen großen Zeit und an der tadellosen, lebendigen Form ihrer Darstellungsweise. Mit der Kenntniß des Schönen und Erhabenen, welche allein nur eine gediegene klassische Bildung im vollsten Maße zu geben vermag, wurde seine Seele empfänglich gemacht für jene großen unvergänglichen Gefühle, jene erhabenen Gesinnungen, welche, wie die Geschichte lehrt, die Einzelnen zu unsterblichen Thaten getrieben, ganzen Völkern aber ihre köstlichsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit

verliehen und sie zu Beherrschern derjenigen gemacht hat, die, entweder unter dem Drucke der Rohheit und des Aberglaubens ihrer höhern Bestimmung nicht bewußt werden konnten, oder im Schlamme der Ueppigkeit und des Lasters sich ihres besseren Theiles wieder entäußert hatten.

Begierig nahm seine junge Seele diese Eindrücke in sich auf, begierig lauschte sie auf die seltsamen Freiheit verkündenden Klänge aus dem Westen, welche die Thaten der Heroen, die unpartheiliche Gerechtigkeit des Senats, die volksvertretende unverletzliche Gewalt der Tribunen in die schlaffe verschnörkelte Zeit, wie den erfrischenden belebenden Hauch in die stagnirenden Luftschichten einer Windstille hinüberzuführen schien.

Noch hatte sich über die neuen Ideen kein Urtheil gebildet, noch standen sie rein, erhaben in ihrer jungfräulichen Schöne vor den erstaunten Blicken der Völker; noch klebte nicht das Blut von hunderttausend unschuldig Gemordeten an dem weißen unbefleckten Mantel der jungen Freiheit; noch lag das scheußliche Ungeheuer der Volkswuth, wenn auch schon knirschend und tobend, an den Banden der durch Gewohnheit heilig gewordenen geselligen Ordnung.

Egon schwärmte! — das junge Frankreich wurde

ihm das alte Rom in seiner erhabensten Zeit — welches junge Gemüth schwärmte damals nicht mit ihm! war es doch nicht blos die Jugend! Der Kampf der Ideen und Prinzipien, erstreckte er sich nicht auf jedes Alter, auf jeden Stand?

Sonderbar war es, daß Bruno die Ansichten Egons nicht theilte, sonderbar, daß dieser, der geborne Fürst der Volkssouveränität, der Freiheit, jener der entgegengesetzten Ansicht das Wort redete. Es kam oft zu heftigem Wortwechsel zwischen den beiden Jünglingen, welche dann in den sich nach und nach entwickelnden Ereignissen die Bestätigung der Richtigkeit ihrer Ideen zu finden sich bestrebten. Das Rad der Zeit flog jedoch so schnell dahin, zertrümmernd und vernichtend, daß es ein vergebliches Bemühen blieb die Erfahrung über ein theoretisches System richten zu lassen. Es wurde geschaffen, um zu zerstören — Altes und Neues, Nichts schien von Dauer; verwirrt stand der Beobachter, es war unmöglich geworden auch nur zu ahnen, was der nächste Tag für neue Schöpfungen gebären werde.

Bald triumphirte Bruno. Als die junge Freiheit sich in Blut badete und sich doch nicht sättigen konnte, als das heilige Haupt Ludwigs unter dem Henkerbeil

fiel, der Schrecken und die niedrigsten Laster den Herrscherstab schwangen, da verstummte die Sympathie in dem Herzen Egons; ein glühender Haß gegen das Volk, welches das schöne Bild der Freiheit, wie es in seiner Seele stand, nur geschaffen hatte, um es in eine gemeine Gassendirne zu verwandeln und mit Koth zu bewerfen, trat an die Stelle seiner früheren Begeisterung. Laut stimmte er ein in den Schrei des Entsetzens und des Abscheues, welcher über den Königsmord durch ganz Europa flog, und brannte vor Begierde mit zu den Rächern dieser schändlichen Gräuel zu gehören.

Egon war 18 Jahr alt geworden, sein reger Geist sehnte sich nach Thaten, es zog ihn hinaus in das Leben, dessen wildbewegte Wogen er in der Ferne toben hörte, das ihm aus Erfahrung aber ganz fremd geblieben war.

Immer enger knüpfte sich das Freundschaftsband zwischen den beiden Jünglingen. Bruno erwiederte die innige schwärmerische Zuneigung Egons, die, aus den edelsten Empfindungen der Seele hervorgegangen, sein ganzes Wesen durchdrang und erhob.

Doppelt fest klammerte sich sein junges Herz, welches schon den Untergang des glühend geliebten Ideals

der Freiheit beweinte, an die Freundschaft. Es gibt Gemüther, und sie gehören wahrlich nicht zu den schlechteren, die sich nothwendig begeistern müssen für eine jener erhabenen und heiligen Empfindungen der Seele, deren Dasein nur möglich ist in dem beglückenden Mitgefühl gleichgesinnter Herzen, und die sich krampfhaft und lebensmüde in sich zurückziehen, wenn das Schicksal sie mit der kalten zerstörenden Hand der Täuschung berührt.

„Komm laß uns fischen gehen,“ sagte eines Tages Egon zu Bruno, „der Abend wird schön; wir setzen uns ans Ufer des Flusses, ich habe den Homer in der Tasche, und während ich Dir die Fahrten des herrlichen Dulders Odysseus vorlese, macht auch wohl eine Forelle eine Irrfahrt in unser Netz!“

Die beiden Jünglinge verfolgten auf dem duftigen elastischen Wiesenteppich den Lauf des Flusses, bis zu einer Stelle, wo das Thal sich abwärts weiter öffnend, dem Blicke eine entzückende liebliche Aussicht gestattete, während in der entgegengesetzten Richtung die dunklen hohen Gebirge das lichte reine Blau des Himmels begrenzten.

Schon öfter mußten hier die Freunde längere Zeit verweilt haben, denn auf dem höheren Ufer des Flusses

befand sich unter einer schattigen Ulme ein Rasensitz, während in dem Flusse selbst unterhalb eines kleinen Wasserfalls die Vorrichtung zum Einsenken eines Fischnetzes angebracht war.

Die Sonne sank allmählig den hohen Gebirgen zu, deren waldige Rücken, grandiose Massen bildend, im dunklen Schatten dastanden. Unten im Thale und auf den niederen, der Sonne zugewandten Abhängen, lagen jene verschwimmenden sanften Farbentöne, die wir in heitern Sommerabenden bewundern, die unsere Seele mit Entzücken erfüllen und uns die Natur im reizenden Schmuck einer jugendlichen erröthenden Braut erblicken lassen.

Stumm schauten die Jünglinge in das ihnen wohlbekannte und doch immer wieder neue Thal. Das Wunder des Sonnenuntergangs war vorüber — die Blumen sandten sich ihre Düfte zu, sehnsuchtsvoll und liebebedürftig. Die Vögel sangen ihr Abendlied und flüsterten heimlich mit einander in den nahen Gebüschen. Selbst die Wellen schwatzten lauter und kos'ten mit den glatten Steinen und den nickenden Grashalmen. Auch in den Herzen der Freunde wogten und drängten sich die Gefühle. Egons Kopf ruhte an der Brust Bruno's; sie hielten sich fest umschlungen und

schwelgten in dem beseligenden Entzücken der Freundschaft.

„Was wäre das Leben, mein Bruno," begann Egon endlich, „ohne Deine Freundschaft; ich kann es mir nicht klar machen, was meine Seele erfüllt, nur das fühle ich deutlich, daß alle diese Herrlichkeit keinen Reiz für mich hätte, wüßte ich nicht, daß Du sie mit empfändest, daß Du mich verstehst, mich liebst!"

„Deine Freundschaft Egon," erwiederte der Angeredete, „ist mir das höchste Gut der Erde, nicht um alle Schätze der Welt würde ich sie missen, und unglücklich sein, sollte sie mir einst entzogen werden."

„Welche Gedanken, Bruno, wie kann jetzt, in dieser heiligen Stunde eine solche Befürchtung in Deiner Seele Raum finden! Wie soll ich Dir's sagen und beweisen, daß ich allein in Deiner Freundschaft lebe; schon oft habe ich mir gewünscht, wenn ich Abends in beglückenden Gedanken auf meinem Lager ruhte, daß das Schicksal mir die Gunst gewähren möchte, recht, recht viel für Dich thun zu können. — Jedes Opfer bin ich bereit Dir zu bringen," setzte er fast mädchenhaft verschämt hinzu, den Freund fest umschlingend — „ach! ich wünschte, ich könnte für

Dich sterben! — ein schönerer Tod könnte mir doch nie werden — und dort oben auf jenen leuchtenden Sternen würdest Du mich wieder finden; von dort wollte ich auf Dich herabblicken und Dich schützen und schirmen, so lange Du auf dieser Erde wandeltest."

„Schwärme nicht so mein Egon — ich weiß es ja, daß Du mich herzlich liebst, und eben so liebe ich Dich wieder — aber, vergib mir, daß ich es ausspreche — derjenige, der nur ein Gut hat, was er sein nennt, fürchtet um so mehr es zu verlieren — wird die Zeit nicht eine Aenderung in unserem Verhältnisse hervorbringen? Wirst Du, der geborne Fürst, dessen Willen in diesem Lande bald Alles unterthänig sein wird, wirst Du stets mit gleicher Liebe auf den Freund Deiner Jugend blicken? — Rede nicht Egon! — Versichere mir nichts, es könnte eine Zeit kommen, wo Du es bereuetest — und das wäre das Schmerzlichste für mich."

„O Bruno, Bruno!" rief Egon mit thränenerfüllten Augen, „ist der Zweifel an meiner Freundschaft nicht eben so schmerzlich?"

„Vergib mir, ich wollte Dich ja nicht betrüben," erwiederte dieser den Freund umschlingend. Lange

und stumm hielten die Jünglinge sich umarmt. Egons Thränen flossen noch immer, aber es waren nicht mehr die Thränen des Schmerzes, es waren die des Entzückens, des ersten Entzückens seiner jugendlichen edlen Seele sich geliebt zu wissen!

„Komm Bruno," sprach er endlich, „laß uns das Andenken an diese heilige Stunde, welche mir erst ganz den Werth Deiner Freundschaft gezeigt, in welcher wir den Bund geschlossen haben für dieses ganze Leben und für die Ewigkeit, laß uns das Andenken an diese Stunde fesseln durch ein sichtbares Zeichen."

„Wozu bedarf es dessen Egon, steht es nicht mit Flammenschrift in unserer Seele geschrieben? und sollte diese einst verlöschen, was nützt dann alles Uebrige?"

„Du magst recht haben Bruno, aber mein volles Herz verlangt es, verweigere mir die Bitte nicht; wie unsere Seelen verbunden sind durch ein unauflösliches Band, so seien es auch unsere Körper. Hier Bruno schneide ich Deinen Namen in meinen Arm! sieh! sieh! wie das warme, heiße Blut hervorquillt, jetzt das **E** verschlungen in das **B**. — Thu' dasselbe und dann träufle Dein Blut in meine Adern und empfange das Meine in den Deinigen!"

Bruno that wie ihm geheißen, auch er ritzte sich die verschlungenen Buchstaben in den Arm, dann hielten sie die blutenden Zeichen fest auf einander, daß eine Wunde die andere bedeckte. „Auch ein Herz muß darum geschnitten werden — sind wir beide doch nur ein Herz, eine Seele," forderte Egon wieder, der in diesem Augenblicke am liebsten seine Pulsadern geöffnet hätte, um in den Armen des Freundes zu verbluten.

Bruno gab, wiewohl mit einigem Widerstreben, auch diesem Verlangen des Freundes nach. Egons Wunde wollte sich lange nicht stillen — der Blutverlust that ihm wohl — stimmte ihn sanfter, wehmüthig!

Die Freunde saßen, sich fest umschlungen haltend, auf der Rasenbank unter der Ulme am Flusse — keiner redete, jeder überließ sich seinen Träumen und Gedanken.

Leise rauschten die Wellen vorüber, aus dem Flusse entschwebten hie und da die Nebelbilder der Elfen; über die dunklen Gebirgsmassen blickten finstere Gewitterwolken, dann und wann von dem Aufzucken eines fernen Blitzes matt erleuchtet. Im Osten entstieg der Mond den niederen Bergen und zog hinauf

in den klaren wolkenlosen Himmel. Erst als die Gewitterwolken die Scheibe des Mondes bedeckten, der Donner rollte und der Sturm in den Zweigen der Ulme tobte, verließen die Freunde, tief in der Nacht, jenen traulichen Ort, welcher der Zeuge ihres feierlichen Gelübdes gewesen war. Der Regen stürzte nun in Strömen herab, durchnäßt, bei dem Leuchten der Blitze und dem Rollen des Donners des über ihren Häuptern stehenden Wetters erreichten sie endlich das unfern gelegene Schloß.

Fünftes Kapitel.

Zelte, Posten, Werda=Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.
Freiligrath.

Weine nicht meine gute Malsi, weine nicht! wenn Alles sich rüstet gegen den übermüthigen Feind, darf da Egon, selbst ein Fürst des bedrängten deutschen Reiches, zurückbleiben?" tröstete die Fürstin die in Thränen aufgelöste Malsi, und suchte, indem sie die Gründe, welche Egons Abzug zum Heere nothwendig machten, entwickelte, ihren eignen Schmerz darüber zu unterdrücken.

„Und wer kann ihn zwingen in den Krieg zu gehen? in den Krieg gegen die grausamen Franzosen, die alle Menschen ermorden! ach liebe Mutter, sie werden auch Egon nicht verschonen!" rief Malsi wieder

von neuem in Thränen ausbrechend und ihr Gesicht an den Busen der Fürstin verbergend.

„Sei ruhig mein liebes Kind," sagte die Fürstin bewegt. „Der Krieg ist nicht so fürchterlich als Du glaubst — Egon ist tapfer, er wird sich wehren — er wird den Sieg erfechten helfen, und mit Ruhm und Ehre gekrönt zurückkehren."

Das junge, jetzt dreizehnjährige Mädchen hatte während dieser Rede ihr blondgelocktes Köpfchen erhoben und mit thränenfeuchten Augen zur Fürstin emporgeblickt; sie schien begierig den Worten des Trostes zu lauschen, und es gewährte einen anmuthigen Anblick, die beiden an Alter so verschiedenen weiblichen Wesen zu sehen, die einen gemeinsamen Schmerz zu bekämpfen bemüht waren.

Der Ausdruck, den die Erregung der Seele ihren Zügen aufdrückte, war ein völlig verschiedener, und doch das gemeinsame schöne Bild des Schmerzes. Denn nicht nur die Freude, sondern auch der wahre tiefe Schmerz verschönt ein schönes Gesicht jedes Alters, wenn es der Träger der innigen Empfindung einer edlen reinen Seele ist.

Die hohe Gestalt der Fürstin ruhte auf einem

antiken Sessel, ihr blasses Gesicht war von der Morgensonne, die durch die hohen Fenster in das Gemach fiel, geröthet; das Haupt war auf die Brust herabgesunken, während ihre großen, noch immer schönen Augen schmerzvoll und bewegungslos nach der von dem Zimmer aus sichtbaren Stelle des blauen sonnigen Himmels blickten. An ihrer Seite stand die zarte Gestalt des jungen Mädchens, innig angeschmiegt an die hohe Frau; ihr von blonden Locken umflossenes Köpfchen ruhte auf dem Busen der Mutter, während ihre großen tiefblauen Augen, an deren langen seidnen Wimpern glänzende Thränen perlten, unverwandt an den Blicken der Fürstin hingen, dort in gewohnter kindlicher Weise Trost suchend für den tiefen Schmerz, welcher zum ersten Male das junge unbefangene Herz so schneidend berührte.

Lange Zeit blieb diese schöne Gruppe bewegungslos, bis ein Geräusch von außen sie zerstörte. Männertritte und Sporngeklirr wurden hörbar — die Thüre öffnete sich und, ehe noch Egon in der östreichischen Husarenuniform ganz in das Gemach eingetreten war, hing schon Malsi, die alle Trostgründe wieder vergessen zu haben schien, schluchzend an seinem Halse.

Auch Egon war bewegt — sanft schob er das weinende Mädchen zurück und eilte der Fürstin entgegen, die ihn lange stumm umarmte.

Während dieser Zeit war Malfi zurückgetreten und weinte unaufhörlich. Der ebenfalls zum Abschiede gekommene Bruno suchte sie zu trösten und hatte ihre Hand ergriffen, es schien jedoch seine Theilnahme auf sie keinen Eindruck zu machen. Egon riß sich zuerst los.

„Lebe wohl theure geliebte Mutter! Es geziemt uns nicht zu trauern! ich ziehe in einen heiligen gerechten Streit! den übermüthigen Feind aus unserem Vaterlande zu verjagen, dessen Gränzen er überschritten hat. Du würdest Deinen Sohn verachten müssen, wenn er länger unthätig hier verweilte. — Lebe wohl — mit Ehre und Ruhm bedeckt, oder niemals siehst Du mich wieder!“

„So ziehe mit Gott mein geliebter Egon, er wird Dich beschützen und Dein Schild sein. — Vergiß es auch nie, daß Du die einzige Freude meines Lebens bist — daß alle meine Hoffnungen mit Dir zu Grabe gehen würden! — Sei tapfer — brav — aber nicht tollkühn, mein Egon! und gedenke bei Allem was Du thust stets Deiner um Dich besorgten Mutter!“

„Nie, nie werde ich Dein vergessen meine über Alles geliebte Mutter — gewiß nie! — — Nun — auf ein freudiges Wiedersehen! — Er wandte sich und wollte, selbst seiner innern Bewegung nicht mehr Herr, schnell das Zimmer verlassen, als Malfi auf ihn zuflog und die Hände bittend und abwehrend ihm entgegenhielt. Sie vermochte vor heftigem Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Sich selbst stark machend hob Egon sie zu sich empor, und flüsterte ihr ins Ohr: „Leb wohl mein lieb Schwesterchen, leb wohl und tröste die Mutter, ich werde Dir recht schöne Sachen von Paris mitbringen, wie Du nie gesehen hast!" — — Damit setzte er sie nieder — und, noch mit der Hand zum Abschiede winkend — verließ er rasch das Gemach. —

Bruno empfahl sich gleichfalls, aber weder die Fürstin, deren mühsam errungene Fassung nun gleichfalls aufhörte, noch Malfi, die sogleich ans Fenster gelaufen war, um Egon fortreiten zu sehen, achteten seiner Rede.

Wenige Stunden später zog ein Trupp Reiter in der Uniform der Szeklerschen Husaren im raschen Trabe auf dem engen Wege durch das romantische Thal dem Laufe des Flusses folgend. An ihrer Spitze ritten Egon und Bruno. Ersteren, welcher selbst eine

halbe Schwadron Reiter in seinem Fürstenthume geworben hatte, war der Rang eines Rittmeisters, Bruno dagegen der eines Lieutenants verliehen worden. Der Weg wandte sich den Bergen zu, so daß die rasche Bewegung aufhören mußte. Den beiden Freunden, welche bis dahin nur wenige Worte gewechselt hatten, wurde dadurch Gelegenheit zum Austausche ihrer Empfindungen gegeben.

Es schien jedoch, als ob das bisherige Schweigen weniger dem raschen Ritte, als einer andern Ursache zugeschrieben werden müsse, denn noch eine lange Zeit zogen die jungen Krieger stumm neben einander, und erst als die Höhe des Berges erstiegen war, welche eine freie Aussicht über das Thal und auf das Schloß Greifenstein, zugleich aber auch über diejenige Gegend gewährte, welche das nächste Ziel ihres Zuges ausmachte und die in blauer weiter Ferne ausgebreitet vor ihnen lag, brach Bruno das Schweigen.

„Hier laß uns Abschied nehmen, Egon, von Greifenstein und der schönen Gegend, wo wir unsere Kindheit verlebt. — — Sieh! ein Wolkenschatten liegt auf dem Schlosse und seiner nächsten Umgebung! Wer weiß, ob wir vereint, ob auch nur einer von uns jemals wieder hinabblickt in diese reizenden Thäler!“

„Ich habe Abschied genommen Bruno! Wenn ich meine theure Mutter, wenn ich meine Heimath nicht wieder sehe, so ist mir das schöne Loos zu Theil geworden, für's Vaterland zu sterben. Gibt es einen schönern, einen beneidenswertheren Tod? Darum, Schlimmes kann mir nicht begegnen! — Entweder kehre ich als Sieger heim, oder ich falle im Kampfe für den Boden meiner Väter."

„Bist Du dessen so sicher, Egon? Kannst Du, der Einzelne, die Ereignisse aufhalten oder leiten? Wirst Du nicht, ein willenloses Werkzeug in der Hand vielleicht ungeschickter Oberer, besiegt werden, ohne daß du zum Kampf gekommen? Alle unsere Anstrengungen können vergebens sein, denn die Geschicklichkeit und der Geist der Feldherrn entscheiden jetzt über das Schicksal der Schlachten!"

Egon war dem letzten Theile der Rede Bruno's nur mit geringer Aufmerksamkeit gefolgt, denn seine Gedanken befanden sich, obgleich er es nicht eingestehen wollte, doch in dem jetzt dem Auge verschwindenden Schlosse Greifenstein.

Der Zug hatte bald die Höhe überstiegen und die Aussicht in die heimischen Thäler verloren.

Bruno nahm das Gespräch wieder auf:

„Mir scheint ein Widerspruch in Deinem Wesen zu liegen, Egon, Du sprichst Dich unverholen gegen unsere deutsche Reichs-Verfassung aus, Du vertheidigst noch immer die überrheinischen Freiheits-Schwindeleien, ja Du begeisterst Dich sogar für die Feldherrn unserer Feinde, und doch ziehst Du gegen die Bringer so vielen Heils in den Krieg zur Vertheidigung eines alten morschen Gebäudes, wovon Du selbst eine Stütze bist."

„Kann ich eine Verfassung loben, Bruno, die außer ihrem ehrwürdigen Alter nichts lobenswerthes hat? Zeigt es sich nicht jetzt schon, daß die größeren Fürsten des Reichs nur ihre eignen Interessen verfolgen und sich wenig oder gar nicht um das Reich bekümmern. Der Feind hat es nur mit vielen kleinen Staaten zu thun, die er leicht einen nach dem andern besiegen kann. Preußen handelt für sich allein, und nur das edle Oestreich, das starke gewaltige Oestreich muß dem Feinde die Spitze bieten. Wie mächtig, wie unüberwindlich würde Deutschland sein, wäre es ein Reich, oder wenigstens ein durch ein gemeinsames Band wirklich verschmolzenes Ganze. Glaube mir, Bruno, die Franzosen würden einiges Be-

denken darin finden, seine Grenzen zu überschreiten, die ihnen jetzt unbeschützt Preis gegeben sind."

„Was sollte aber, lieber Egon, aus Deinem Fürstenthum werden, wenn Du das deutsche Reich in eines zusammengeschmolzen zu sehen wünschest?"

„Es würde ihm diejenige Stelle angewiesen werden, die ihm zukommt, es würde vielleicht aufhören eine an sich kleinliche und nichtsbedeutende Reichsunmittelbarkeit auszuüben, dagegen aber ruhig und sicher erblühen unter den starken Fittigen des deutschen Adlers."

„Und Du wolltest aufhören Fürst zu sein? wolltest werden wie einer Deiner Unterthanen?"

„Ich würde mich selbst verachten, Bruno, sollte ich jemals in den Wahn verfallen, als sei ich aus anderem Stoffe zusammengesetzt wie der geringste meiner Unterthanen."

„Die Freiheit und Gleichheit scheint noch immer Dein Ideal zu sein Egon, obgleich die Geschichte keine größeren Greuel aufzuweisen hat, als in der kurzen Zeit der Herrschaft dieser beiden Furien verübt sind."

„Wohl hat sie größere und scheußlichere Thaten zu berichten, überall da, wo der Einzelne gestrebt hat die Freiheit ganzer Völker zu unterdrücken! Was

sind die Schreckenstage in Paris gegen die Proscriptionen eines Marius und Sylla, gegen die systematischen Grausamkeiten eines Tiberius, Nero und Domitian, die, um ihre abgestumpften Sinne zu erregen, tausende ihrer Mitbürger unter den ausgesuchtesten Qualen erwürgen ließen, auf deren Befehl die Edelsten, die Besten ermordet wurden, nur um neue Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste zu erlangen; die selbst ihrer Mütter und Kinder nicht schonten, blutdürstiger wie die Tieger der Wüste! Hier strebt ein Volk, die ihm zustehenden Menschenrechte zu erkämpfen, dort raffinirt ein einzelner Mensch, jedes noch so heilige Recht, jedes noch so göttliche Band der Natur mit Füßen zu treten und zu zerstören, nur damit er sich wälzen kann im Schlamm der Lust und des Genusses."

„Also noch immer wie früher der Vertheidiger der französischen Greuel, Egon? Ich muß gestehen, ich werde irre an Dir. Du malst es Dir schön aus für Dein Vaterland zu sterben, Du ziehst mit Begeisterung in den Krieg, und predigst die Lehren Deiner Feinde, spottest über unsere Verfassung und hältst es für nöthig und seegensreich, wenn die neuen Freiheitsideen auch hier Wurzel fassen und ihr Werk mit der Zerstörung alles Bestehenden beginnen!"

„Du willst oder Du kannst mich nicht verstehen," erwiederte Egon nicht ohne Empfindlichkeit. „Was Frankreich will, ist groß, edel, erhaben, denn es will die Freiheit — die Gleichheit der Menschenrechte, soweit dies möglich ist! die Mittel, die es dazu wählt, sind nicht die rechten, und in dem Kampfe zwischen dem Alten, Gewohnten, und den neuen jungen Ideen, werden, wie überall bei großen Umwälzungen, die Leidenschaften entfesselt, und die Volkswuth glaubt nur durch den Umsturz alles Bestehenden ihr Ziel zu erreichen. Die Gährung wird auch hier vorübergehen, und der geläuterte klare Geist zurückbleiben, die aber tragen die Schuld, welche die Hefe so lange aufgesammelt bis das Gefäß gesprengt wurde. Die dagegen sind vor Allem zu verehren und zu beklagen, welche das sturmbewegte Schiff jetzt steuern und retten wollen, die wüthende See wird sie über Bord schleudern! — aber dennoch wird das Schiff selbst nicht untergehen!"

„Wir aber, Bruno, vergiß es nie, daß ich es Dir gesagt habe, wir haben kein Heil von Frankreich zu erwarten! Die Ideen der neu erwachten jungen Freiheit mögen ungehindert herüberziehen in unsere Thäler, und sie müssen es und werden es, aber mit Gewalt

der Waffen sollen sie uns nicht aufgedrungen werden! Wir wissen selbst was uns frommt, und bedürfen, um es zu erlangen, keiner fremden Macht oder Hülfe."

„Ja, uns frommt das zu erhalten, was wir haben, was Jahrhunderte bestanden und sich bewährt hat. Die lumpigen Sansculots werden es uns nicht nehmen, und sollen es uns auch nicht nehmen, so lange Oestreich und Preußen noch Soldaten haben," rief Bruno indem er seinen Säbel etwas aus der Scheide hob und ihn klirrend wieder hinein warf.

„Entweder ist es Deine Absicht mich mißzuverstehen Bruno," erwiederte Egon, „oder wir werden unsere Ansichten über diesen Punkt niemals einigen."

„Wenn Du die Deinigen nicht änderst eben so wenig, als ich jemals Deine Begeisterung für die Generale der Franzosen theilen werde. Ich bewundere die Größe, wo sie mir entgegentritt, Hoche, Buonaparte, Moreau sind Feldherrn, würdig einem Hannibal und Cäsar an die Seite gestellt zu werden, — dennoch trage ich die Hoffnung des Sieges mit mir; der jugendliche Heerführer, welcher uns befehligen wird, der schon bei Neerwinden und Landrecies den scharfen Blick des Feldherrn mit dem Muthe und der Tapferkeit des gemeinen Kriegers vereint gezeigt hat,

der edle ritterliche Erzherzog Carl, er wird uns zum Siege führen, und unser Ruhm wird im Kampfe gegen einen bewährten kühnen Feind um so größer sein."

„Und doch halte ich es für höchst unklug, daß man die bewährten Generale Clairfait und Wurmser abgerufen hat. Sie haben bewiesen, daß sie es verstehen, Deine großen Feldherrn zu schlagen, und wäre der Reichskriegsrath nicht — wer weiß, ob wir jetzt nicht jenseits des Rheines ständen."

„Aber der Reichskriegsrath ist eine alte bewährte Einrichtung, die wir uns nicht nehmen lassen dürfen, obgleich sie Oestreich bereits mit Schlesien bezahlt hat," erwiederte Egon spöttisch.

„Herr Rittmeister," rapportirte ein Husarenunteroffizier in steifer Haltung, „wir haben einen Bauer aufgefangen; nach seiner Aussage scheint die Gegend unsicher zu sein, es wird nöthig werden mit Avant- und Arriergarde zu marschieren."

Egon lachte über die Art und Weise dieser Meldung, denn der Unteroffizier war Niemand anders als der fürstliche Leibkutscher, der es sich nicht hatte nehmen lassen seinen Herrn zu begleiten, und der sich ungeachtet des Subordinationsverhältnisses nicht wenig

darauf zu Gute that, Egon mit seinen Erfahrungen da zu Hülfe zu kommen, wo er es für nöthig erachtete. Dabei hing er jedoch mit großer Zärtlichkeit an seinem jungen Herrn, den er als Kind auf den Armen getragen, weßhalb es der Fürstin auch zum Troste gereichte, daß er sich bereit erklärt hatte ihn zu begleiten.

„Wenn Du es meinst Stracke,“ sagte Egon lächelnd, „so setze Dich mit vier Mann an die Spitze, aber ermüde die Pferde nicht durch unnütze Meldungen!“

„Die Pferde unnütz ermüden? Habe ich jemals die Pferde unnütz ermüdet? Ich bin nun schon 25 Jahre Kutscher in Ew. Durchlaucht Diensten, habe den seligen Herrn Fürsten täglich auf den miserabelsten Wegen gefahren, aber noch nie — —“

„Unteroffizier Stracke,“ fiel Bruno dem Gesprächchen in die Rede, „Ihr habt Ordre die Spitze zu commandiren!“

„Zu befehlen Herr Lieutenant!“ erwiederte dieser wieder in soldatischer Haltung mit der Hand am Tzako, sein Pferd umlenkend — „aber daß ich die Pferde unnütz ermüden soll,“ brummte er im Wegreiten, „das hat mir der selige Herr Fürst nie gesagt. —

Die beiden ersten Rotten Trab! — Kerl laß mir das Pferd nicht galoppiren, oder Du sollst zu Fuß nebenher laufen! Du kannst nicht reiten Jacob! Reiß Dein Thier nicht so im Maul! — am Ende soll der junge Herr Fürst wirklich glauben, daß ich ein Pferdeschinder wäre!“

Der Zug setzte, nachdem er Mittags in einem Dorfe Rast gehalten hatte, seinen Marsch ungehindert bis zum Abend fort, und war eben im Begriff ein Gehölz zu umreiten, als ein von der Spitze zurücksprengender Husar die Annäherung des Feindes meldete. Die Nachricht schien zu unwahrscheinlich, um ihr Glauben zu schenken; Egon beauftragte daher Bruno vorzureiten, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Er selbst blieb mit dem Haufen hinter dem Gehölze halten. Nach kurzer Zeit sprengte Bruno mit den vorgeschobenen Reitern in wilder Flucht zurück, und ehe noch Egon Zeit hatte sich nach der Ursache zu erkundigen, sah er sich von französischen Carabiniers angegriffen, welche in nicht unbedeutender Anzahl von der andern Seite des Gehölzes anstürmten.

Mit dem Geschrei: „**Vive la republique**“ stürzten sie auf die überraschte kriegsunkundige Schaar in vollem Rosseslauf los, welches zur Folge hatte, daß

diese sich sofort zur Flucht wandte, ehe es zu irgend einem Kampfe kam. Alles Rufen Egons, sie zum Stehen zu bringen, war vergeblich, er selbst wurde in diese wilde Flucht wider seinen Willen verwickelt, und fand nur darin einige Genugthuung, daß er einen in der Verfolgung zu weit vorgesprengten feindlichen Reiter angriff und ihn nach einem kurzen Gefechte zum Weichen zwang.

„Das war also der glänzende Anfang unserer Kriegsthaten!" bemerkte Bruno zu dem niedergeschlagenen, schweigend vor dem rückwärtsziehenden Trupp trabenden Egon. „Sie kamen wie aus dem Erdboden gewachsen! Hätten wir nur eine Ahnung davon gehabt! Aber unsere Kerle verstehen es wirklich meisterhaft Reißaus zu nehmen!" —

„Ich bitte Dich schweig Bruno!" erwiederte Egon gereizt. „Wozu unsere Schuld beschönigen? Wir sind ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln marschiert, die Leute können nichts dafür, haben wir doch selbst an der Flucht Theil genommen."

„Sollen wir uns allein und nutzlos niederhauen oder gefangen nehmen lassen? Aber unbegreiflich bleibt es mir immer, wo der Feind herkam, denn nach den letzten Nachrichten stehen die Franzosen noch weit zurück."

„Mögen sie herkommen woher sie wollen," erwiederte Egon niedergeschlagen, „sie sind da und wir sind vor ihnen schimpflich geflohen."

Es ergab sich bei näherer Nachforschung, daß sie es mit einem Streifcorps der Jourdanschen Armee zu thun gehabt hatten und daß diese von der untern Lahn aufgebrochen sei, um sich in der Gegend von Würzburg oder Regensburg mit den Armeen von Moreau zu vereinigen. Das Jahr 1796 sollte die Unterwerfung Deutschlands vollenden.

In Folge dessen sah sich Egon gezwungen mit seinem kleinen Trupp Reiter die beabsichtigte Marschroute zu ändern, um zu dem in der Gegend von Regensburg sich sammelnden Heere des Erzherzogs Carl zu stoßen.

Auf dem Wege dahin erfuhr er, daß zuerst Würtemberg, dann Baden, Bamberg u. s. w. mit ungeheurem Gelde und Lieferungen von den französischen Gesandten Waffenstillstand und die Erlaubniß Friedensgesandten nach Paris schicken zu dürfen erkauft hatten, und daß ihnen als vorläufige Bedingung die Verpflichtung auferlegt war, ihre Truppen von dem kaiserlichen Heere zurückzuziehen und nie wieder irgend ein Contingent gegen Frankreich zu stellen. Daß sogar

die Sachsen auf und davongezogen seien, nachdem ihr Heer einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich unterzeichnet hatte.

Es gab dies zu bittern Bemerkungen von Seiten Egons über die deutsche Reichsverfassung gegen Bruno Veranlassung, der, sei es aus Widerspruchsgeist, sei es aus wirklicher Ueberzeugung, dennoch stets derselben das Wort redete, ja sogar die Handlungsweise der einzelnen Staaten, als aus der Nothwendigkeit hervorgegangen, vertheidigte.

„Ist es wirklich Dein Ernst Bruno," rief Egon entrüstet, „daß Du diesen verrätherischen Abfall an unserer Sache beschönigen willst?"

„Die Noth bricht Eisen, Freund," erwiederte der Angeredete spottend. „Was sollen sie thun die Fürsten, wenn ihr Land vom Feinde überschwemmt ist, sie sind gezwungen vorläufig den Forderungen desselben nachzugeben. Es versteht sich von selbst, daß sie sich hüten werden, die ihnen abgedrungenen Verträge zu halten, wenn sie wieder Oberwasser haben!"

„Leider ist es so, aber es ist traurig, daß es so ist! Hätten die Stände nur den halben Theil der Summe zur Führung des Krieges aufgebracht, den

sie jetzt bereitwillig den feindlichen Heeren auszuzahlen sich beeifern, die Feinde hätten nie den deutschen Boden betreten! Jetzt schaden sie sich nicht nur selbst, dadurch daß ihnen ungeheure Contributionen auferlegt werden, sondern sie schaden der gemeinsamen Sache des Vaterlandes, indem sie ihre Streitkräfte unseren Heeren entziehen, und sich verpflichten nie mehr gegen Frankreich zu fechten! Wie lange wird es währen, so wird man sie zwingen für Frankreich das Schwert zu ziehen, der Deutsche wird den deutschen Bruder morden und helfen das deutsche Vaterland dem übermüthigen Feinde unterthänig zu machen! Der Fluch der Uneinigkeit und der Zersplitterung ruht auf uns — und wenn wir nicht einig und stark bleiben, so wird die Zeit auch den Namen Deutschland ausstreichen aus der Zahl der Völker, wie sie den von Polen vertilgt hat, auch in uns werden sich beutelustige Nachbarn theilen! Unsere Kraft, unsere Stärke ruht allein in unserer Einigkeit!"

„Hoffentlich wird Oestreich allein hinreichen die übermüthigen Franzosen zum Lande hinauszujagen," erwiederte Bruno, der die politische Ansicht Egons nicht zu theilen schien, sich auch selten einer politischen Idee wegen begeistern konnte; „und sollte das

nicht der Fall sein, so wird Preußen helfen, oder nöthigen Falls Rußland."

„O! der Schmach," rief Egon, „der Schande! wenn das große Deutschland nicht Manns genug wäre, diese republikanischen ungeübten Krieger zu besiegen, wenn es dazu der Hülfe slavischer Barbaren bedürfte!"

„Die Dein liebes Polen aus dem Buche der Geschichte ausgestrichen haben," erwiederte Bruno spöttisch, „dazu hat das herrliche gewaltige Oestreich treulich mitgeholfen!"

„Leider hat es das — aber glaube mir Bruno, diejenigen, welche diese Ungerechtigkeit begangen, werden keinen Vortheil davon haben."

Der Leser wundere sich nicht, daß unsere jungen Freunde so scharf politisirten; die damalige so sehr bewegte Zeit zog fast einen Faden in den Kreis der Politik, und während alle übrigen Gegenstände an Interesse mehr oder weniger verloren hatten, waren es die rasch sich folgenden politischen Ereignisse, die den Ideengang auch des trägsten Geistes in Bewegung erhielten. Zudem war es der erste Kriegszug der beiden Freunde, die schon dadurch nothwendig um so mehr auf politische Gespräche hingewiesen wur-

den, als ihre Ansichten in dieser Beziehung theilweise sehr abweichend waren.

Es war in der Mitte des Monats Juli des Jahres 1796, als der von Egon befehligte Reitertrupp auf einer der Höhen hielt, welche, vom Ufer zurücktretend, das fruchtbare schöne Donauthal bei Regensburg beherrschen. Bruno war bereits am vorhergehenden Tage mit zwei Husaren voraus gesandt, um die Ankunft Egons nebst seiner Mannschaft bei dem Regimente zu melden, und Egon wartete nunmehr auf dem verabredeten Punkte der Rückkehr des Freundes. Die Sonne stand ihrem Untergange nahe, als in der Ferne die weißen Reitermäntel sichtbar wurden, und bald darauf Bruno in Begleitung eines Officiers des Regiments, nebst einigen Husaren die Anhöhe heraufsprengten.

Die gegenseitige Begrüßung war herzlich, wie es bei jugendlichen Kriegern üblich; bald zog die Schaar, an deren Spitze die Führer im vertraulichen heitern Gespräche ritten, die Höhe hinab, dem Lagerplatze des Regimentes zu.

Die ganze östreichische Armee hatte sich in der Umgegend von Regensburg zusammengezogen. Ihr jugendlicher Führer, der Erzherzog Carl, sollte seine

ersten größeren Waffenthaten verüben. Starke siegreiche Heere befanden sich gegen ihn im Anmarsch, und er selbst hatte durch den Abfall der Reichsfürsten einen nicht unbedeutenden Theil seiner Streitkräfte verloren. Dennoch beseelte ein guter siegverkündender Geist die östreichischen Truppen. Hatte man doch im vorigen Jahre die gefürchteten Republikaner über den Rhein zurückgejagt, warum sollte es jetzt nicht wieder, nicht leichter gelingen, wo die kühne Entschlossenheit des jugendlichen Führers, verbunden mit dem ruhigen klaren Blick des bewährten Feldherrn, allgemeines Vertrauen und lebhafte Begeisterung einflößte.

Der Führer Egons und seiner Schaar war der Lieutenant Graf von Steinau, ein offner lebhafter junger Mann, der schon im vorigen Jahre den Feldzug unter Clairfait mitgemacht hatte.

Man näherte sich jetzt den Cantonirungen der Truppen. Die Vorposten riefen an, die Parole wurde gewechselt und ungehindert zogen die Reiter durch die Linie, deren Stellung Steinau Egon, soweit dies möglich war, zeigte. Nachdem man einzelne große Wachtposten passirt, hie und da mit den sie befehligenden Offiziers in kurzer militairischer Weise sich

unterhalten hatte, gelangte man, als es schon zu dämmern begann, zu dem Lagerplatze der Szeklerischen Husaren. Sie standen im Bivouac. In langen Reihen waren die Pferde angekuppelt, Pfähle mit Seilen untereinander verbunden dienten dazu. Man hatte gefüttert, jedem Pferde war ein Futterbeutel vorgebunden, und die Husaren beschäftigten sich damit, Wasser aus dem nahe vorbeifließenden Bache zu holen, während andere den Thieren die Streu für die Nacht bereiteten.

Vor den Pferden hingen an besondern Pfählen die Sättel und die Waffen, während die Reihen der Hütten sich wieder unmittelbar davor hinabzogen. Hie und da sah man größere Zelte und Buden, aus welchen lustiger Gesang und fröhliches Gelächter erscholl. Ueberall Leben und Bewegung! ein buntes bewegtes Treiben durcheinander, das dennoch an eine sehr bestimmte Ordnung erinnerte.

Egon fiel es auf, als sie bei einer Schwadron Husaren vorüberzogen, daß deren Pferde völlig aufgezäumt waren; auch die Reiter schienen zum Aufsitzen fertig zu sein und nur des Rufes der Trompete zu harren.

„Was bedeutet das bester Steinau?“ fragte Egon seinen Begleiter, „ist der Feind so nahe, daß man einen Angriff befürchtet?“

„Das nicht, liebster Camerad, obgleich es besser wäre, wenn Sie recht hätten. Sehen Sie, dort stehen zwei Geschütze mit brennenden Lunten, und wenn es die Dunkelheit erlaubte die Lagergasse weiter hinabzublicken, so würden Sie mehrere dergleichen zum augenblicklichen Kampfe fertige Schaaren wahrnehmen können. — Hinter uns, oder vielmehr zwischen uns, stehen zwei Regimenter Würtemberger — — und wir müssen unsere Freunde bewachen, damit sie sich nicht davon machen! Ja wir haben sogar Ordre sie niederzuhauen, wenn sie den Versuch wagen sollten!“ —

„Das ist allerdings schlimm, sehr schlimm,“ antwortete Egon lebhaft, „aber besser scheint mir's doch, man läßt sie fort. Ein offner Feind ist weniger zu fürchten als ein falscher Freund. Warum läßt sie der Feldherr nicht ziehen Steinau?“

„Danach müssen Sie den Erzherzog selbst fragen,“ antwortete dieser lächelnd, — „uns geziemt es zu gehorchen, und das thun wir. Hier sind Ihre Quartiere Herr Rittmeister, wenn Sie abgezäumt haben,

erfordert es der Dienst, daß Sie sich bei dem Obrist melden."

„Ich danke lieber Camerad für Ihren Rath, ich werde ihn befolgen und bitte Sie, ihn mir auch künftig nicht vorzuenthalten, bis die Erfahrung meinem Willen die Wagschale hält."

Egon war im Begriff das Commando zum Einrücken zu ertheilen, als ein Kanonenschuß fiel. „Was ist das?" fragte er hastig.

„Das Zeichen zum Abendgebet," antwortete Steinau, indem er abstieg, welchem Beispiele Egon und seine Gefährten folgten. Die Soldaten hatten sich zusammengestellt, und marschierten jetzt ohne Waffen vor die äußerste Lagerlinie. Aus allen Gassen rückten solche Trupps, lautlose dunkle Massen, hervor. Plötzlich ertönten die Trompeten in lang verhallenden Accorden, aus der Ferne wirbelten die Trommeln. Dreimal zogen diese kriegerischen Töne über das sonst lautlose Lager, auf dem schon das Dunkel der Nacht ruhte, kein anderes Geräusch war hörbar, auch das fröhliche Gelächter in den Zelten hatte aufgehört, nur die Wachtmannschaften standen auch jetzt unter dem Gewehr.

Da verstummte auch die Musik. Eine feierliche lautlose Stille schwebte über den tausenden von Kriegern, welche mit entblößten Häuptern da standen. Nur das Scharren oder Wiehern eines Pferdes erinnerte daran, daß hier auf einem kleinen Raume so viele Menschen zusammengedrängt waren. Bald begannen am fernsten Punkte, wie das leise Murmeln eines nahenden Gewitters, die Trommeln wieder zu wirbeln, die kriegerische Musik lief die lange Linie hinab und die Schaaren zogen zurück zu den nahen luftigen Schlafstätten.

Egon, auf den diese ernste kriegerische Feier einen tiefen aber wohlthuenden Eindruck gemacht hatte, wurde von dem Obrist des Regiments mit großer Zuvorkommenheit und der seinem Range gebührenden Achtung empfangen.

Er brachte den Abend unter seinen Cameraden zu, die ihm, theils durch den Obrist selbst, theils durch Steinau vorgestellt wurden, obgleich er wenig Theil nahm an dem etwas ausgelassenen Treiben der fröhlichen Söhne des Kriegsgottes. Als nach dem Abendessen der Flasche fleißiger zugesprochen wurde, und Karten und Würfel begannen, die einer steten Aufregung bedürftigen Gemüther zu fesseln, beurlaubte

sich Egon, und schlief zum ersten Male in dem kleinen beschränkten Raume einer Lagerhütte, welche die besorgte Anhänglichkeit seines treuen Stracke mit soviel Comfort, als dies überhaupt möglich war, versehen hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf
Eisern fallen die Würfel.

Schiller.

Das östreichische Heer stand noch einige Wochen im Lager, immer größere Streitkräfte an sich ziehend. Jourdan war inzwischen bis Würzburg vorgedrungen, und das dazu gehörende Bernadottsche Corps streifte bis in die Gegend von Regensburg, so daß es bereits zu mehrfachen kleinen Reitergefechten zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen gekommen war. Auch von anderen Seiten gingen beunruhigende Nachrichten ein; Moreau, der die früher von Pichegru geführte Armee befehligte, überschwemmte Schwaben und Baiern, während Buonaparte an der Spitze der italiänischen Armee bis Trident vorgerückt war.

Die längere Unthätigkeit des Erzherzogs, und die großen Fortschritte der französischen Waffen, schwäch-

ten das Vertrauen zu dem noch nicht bewährten Führer und verminderten die Hoffnungen auf einen siegreichen Feldzug.

Die laute Fröhlichkeit des Lagerlebens war hiedurch merklich gedämpft, und das Gespräch der Offiziere sowohl, als der Gemeinen drehte sich fast nur um die Zeit der Eröffnung des Kampfes.

Da erging, Allen unerwartet, am Abende eines schönen Augusttages, plötzlich der Befehl, das Lager abzubrechen und bis um 1 Uhr Nachts marschfertig zu sein. Noch wußte man nicht, ob es in der Absicht des Feldherrn liege vorwärts oder rückwärts zu marschieren, und ohne Jubel mit bangen Besorgnissen wurde der Befehl vollzogen. Bald verbreitete sich jedoch die Kunde, der Feind solle am kommenden Tage angegriffen werden, wie ein Lauffeuer durch die Lagergassen. Jeder beeilte sich die freudige Nachricht seinen Kameraden mitzutheilen, und zugleich diejenigen Vorbereitungen zu treffen, welche ihm nöthig schienen für einen Tag, von dem er nicht wußte, ob er am Abende die Sonne noch würde untergehen sehen, ob nicht vielmehr sein Leben aufgehört habe, entweder als ein Opfer des erkämpften Sieges, oder als ein nutzloser Verlust für die geschlagenen Brüder.

Stracke war beschäftigt die letzten wenigen Sachen Egons in den Mantelsack zusammen zu schnüren, während dieser einen Brief an seine Mutter beendet hatte, der für den Fall seines Todes an diese abgesandt werden sollte. Bruno spielte mit den Cameraden im Offiziers-Zelte, aus welchem fröhliches Treiben und lauter Jubel, vermischt mit den Gesängen und dem Gelächter der Harfenmädchen, herüber schallte.

Es war die Nacht vor dem ersten Schlachttage, und die ernste elegische Stimmung, in welche Egon versunken war, wird derjenige natürlich finden, welcher bedenkt, daß die Gewohnheit diese Gefühle noch nicht abgestumpft hatte, und daß der wahre Muth den Muth besitzt, sich die Größe einer kommenden Gefahr klar zu machen.

„'S ist Alles fertig! Ew. Durchlaucht — 's ist Alles fertig! wenn zum Ausrücken geblasen wird, haben wir nichts zu thun, als aufzusitzen!" sprach mit weniger lauter Stimme als sonst Stracke zu dem mit dem Zusiegeln des Briefes beschäftigten Egon.

„Ich danke Dir, lieber Stracke; hier nimm diesen Brief — er ist, wie Du siehst, an meine Mutter, — ich werde Dir Morgen Abend weitere Ordre geben, wie er zu bestellen ist."

„Hm! — Ja! — Morgen Abend! — Können der Herr Rittmeister mir jetzt diese Ordre nicht ertheilen?“ stieß der Angeredete in kurzen Absätzen hervor, indem er zwischen einem jeden seinen langen Knebelbart unförmlich hin und her riß und dadurch gänzlich aus der sonst sehr genau erhaltenen Form brachte.

„Nimm nur! Stracke, nimm nur! Ich habe jetzt andere Gedanken — wir wissen auch nicht, wo wir Morgen Abend stehen, und auf welche Weise der Brief dann am besten zu besorgen ist.“

„So! — Hm! — Wenn ich nun aber auch todtgeschossen werde, Herr Rittmeister! was sicher nicht ausbleiben wird, wenn Ihnen ein Unglück begegnen sollte, wer soll dann den Brief besorgen?“ setzte er hastig hinzu, als ob es ihm schwer geworden, es herauszuwürgen.

„Wer spricht vom Todtschießen? alter Stracke! wer denkt nur daran? Wir werden Morgen die Franzosen schlagen und Abends fröhlich und guter Dinge sein!“

„Möglich, möglich, — — aber Sie denken ans Todtschießen, und haben an unsere gnädige Fürstin geschrieben, für den Fall, was Gott verhüte, Sie

Morgen Abend nicht mehr am Leben wären, und dann soll Stracke Ihre letzten Grüße der armen Mutter überbringen! — Da sind Sie unrecht berichtet!“ setzte er heftig hinzu, während eine Thräne auf seinen Bart fiel, die er ärgerlich mit der Faust wegstrich, — „da sind Sie unrecht berichtet junger Herr!“ Wo Sie bleiben, bleibt der Stracke auch! das steht so fest, als daß Morgen Mancher ins Gras beißen wird. Zu solchem Briefträger tauge ich nicht — es wäre ganz nutzlos mir den Brief zu geben! Sie müssen sich jemand anders suchen. Nehmen Sie den Herrn Lieutenant, der wird ihn besorgen!“

„Du meinst Bruno? warum den? warum kommst Du grade auf Bruno?“

„Nun — 's paßt sich besser, wenn der ihn bringt, als wenn ich es thäte — aber ich thu's auch nicht!“ rief er mit erhobener Stimme, „das heißt,“ setzte er sich verbessernd hinzu, „ich kann's gar nicht thun, weil —“

„Nun laß es gut sein, mein alter Freund,“ sagte Egon bewegt, seinem treuen Diener die Hand reichend, „laß es gut sein, ich weiß, daß Du mich lieb hast — — hoffentlich werde ich weder Deine, noch Bruno's Dienste bedürfen. Sieh nach den Pferden Stracke

und sorge dafür, daß wir ein tüchtiges Futter mitnehmen.“

Stracke ging, jedoch nicht eher, bis er die dargereichte Hand seines jungen Gebieters mit seinen beiden Bärentatzen ergriffen und, in der Aufregung seines Gefühls, so stark gedrückt hatte, daß Egon nur mit Mühe seine freundliche lächelnde Miene beizubehalten vermochte.

„**Allons enfants de la patrie!**“ trällerte der bald darauf in die Hütte tretende Bruno. — „Bist Du schon munter Egon! ich dachte Du schliefst, warum warst Du nicht bei uns? Es war recht heiter dort; die kleine schwarzäugige Katli hat eine wunderhübsche Stimme und der öſtreichische Dialekt macht sich im Gesange besonders gut! Du glaubst es nicht? Glaub's nur! glaub's nur! — Heute ging's scharf her Egon! Wenn unser Obrist Morgen todtgeschossen werden sollte, so wird sein Nachlaß keine Prozesse veranlassen, ha! ha! ha! ha! Er hat Alles verloren, den letzten Dukaten! ach was sage ich, den letzten Zwanziger! Seine beiden Grauschimmel sind zum Teufel! sein Tafelservice, Alles fort! Mir ist Fortuna günstig gewesen! Sieh! Sieh! Weiß ich doch selbst noch nicht wie viel's ist!“

Mit diesen Worten leerte er seine von Goldstücken angefüllten Taschen auf dem Tische und begann zu zählen.

„Ein allerliebstes Ding die Katli! Wie viel hatt' ich eigentlich? Ach der Teufel zähle das Zeug! Peter! Peter!" rief er seinem Burschen, „da! packe zusammen! Alles ordentlich zusammen in den Mantelsack, daß mir kein Stück davon weg kommt — ich weiß genau wie viel es ist!"

„Nun Egon," wandte er sich wieder zu diesem, „Du siehst so sauertöpfisch aus? Fehlt Dir was?"

„Hast Du schon nach den Pferden gesehen. Bruno!" erwiederte dieser ernst, über die Weinlaune seines Freundes verstimmt, „wir kommen Morgen ins Gefecht, wie Du weißt, deßhalb wird es nöthig sein genau Acht zu haben, daß nichts von den Leuten versäumt werde!"

„Thu' mir den einzigen Gefallen, lieber Junge, und spiele jetzt nicht den Vorgesetzten! Werde mir nicht duckmäuserig! Ich habe Dich herzlich lieb, Kerl! — Komm gib mir einen Kuß!"

„Wenn Du nicht selbst gehen willst Bruno, so werd' ich es thun," erwiederte Egon, von dieser plötzlich ausbrechenden Zärtlichkeit seines Freundes

unangenehm berührt, und verließ, dem mit ausgebreiteten Armen auf ihn Zukommenden ausweichend, die Hütte.

Kurze Zeit nachher riefen die Trompeten zum Aufbruch, und die Regimenter ordneten sich auf den Sammelplätzen.

Die Szekler Husaren gehörten zur Avantgarde und marschierten ab, noch ehe das Gestirn des Tages den östlichen Himmel röthete. Wenige Stunden später erblickte man die ersten feindlichen Truppen. Es waren gleichfalls Cavallerie-Haufen, die am Fuße von sanft ansteigenden Höhen sichtbar wurden. Die Avantgarde, aus vier leichten Cavallerie-Regimentern bestehend, ging im Trabe, bedeutende Räume zwischen sich lassend, zum Angriffe vor. Unfern der feindlichen Stellung jedoch, empfing sie ein gut gerichtetes Feuer von den auf den Höhen aufgestellten Kanonen. Zum ersten Male hörte Egon den dumpfen sausenden Ton einer Paßkugel und sah deren verderbliche Wirkung. Die Schwadronen stutzten, geriethen theilweise in Unordnung, und wurden, ehe diese wieder hergestellt war, von der feindlichen Cavallerie in wilder Carriere angegriffen. „Stand gehalten!" rief die starke Stimme des Obristen. „Stand

gehalten Kinder!" gleichzeitig gaben die Trompeten das Zeichen zum Einhauen. Vorwärts flog die Linie dem Feinde entgegen, der sich eben so rasch näherte. Staub verhüllte bald Freund und Feind. Aus demselben hervor tönte das Stampfen der Pferde, das Rasseln der Waffen, wildes Geschrei und hie und da ein Pistolenschuß. Die Geschütze schwiegen, da sie den eignen Truppen verderblich gewesen sein würden, denn Oestreicher und Franzosen hatten sich im Knäuel eines wilden Reitergefechtes zusammengerollt. Derartige Gefechte, wenn sie, was selten geschieht, wirklich vorkommen, sind von kurzer Dauer. Leere, ihrer Führer beraubte Pferde entflohen zuerst dem verderblichen Gewirre, bald folgten diesen einzelne Reiter. Ihre rothen Uniformen und Bärenmützen bezeichneten sie als Franzosen. Die Flucht derselben wurde allgemein und Oestreichs Trompeten riefen zur Verfolgung. Noch immer, Freund und Feind hart aneinander, flog jetzt die ganze Reitermasse den von letztern besetzten Höhen zu, bis das Kleingewehrfeuer der Infanterie zu knattern begann. Da ertönten die Signale zum Sammeln und zum Rückzuge, und im raschen Trabe zogen die siegreichen Schaaren wieder über die Ebene zurück, sich zugleich ordnend, und in

ihrer Siegesfreude nicht achtend auf die dann und wann einschlagenden Kugeln der nun wieder spielenden feindlichen Batterien.

Der Rückmarsch währte eine geraume Zeit, fast Besorgnisse erregend bei den kampflustigen Kriegern — da brach die Linie in Zügen ab und trabte durch die geöffneten Reihen der Infanterie, welche sie mit freudigem Hurra empfing. Hinter einer kleinen Anhöhe, außer dem Bereich der feindlichen Kanonen wurde Halt gemacht und das Signal zum Absitzen gegeben.

Das Schlachtfeld war nicht sichtbar. Man hörte die dumpfen Schläge des Geschützes, und den einförmigen, sich immer mehr entfernenden Angriffsmarsch der Infanterie. An seine Stelle trat bald der wiederholte harte schrillernde kurze Ton, welcher durch das gleichzeitige Abfeuern vieler Gewehre hervorgebracht wird, bis auch dieser sich in ein allgemeines Schießen auflöste, das einem heftigen, von Paukenschlägen begleiteten Trommelwirbel glich.

„Fertig zum Aufsitzen!“ erscholl wieder das Commando der Oberen, und das Regiment Egons rückte, in zwei Divisionen getheilt, zur Deckung der Geschütze vor. Hier konnte man das Schlachtfeld übersehen, konnte hinabblicken in die Ebene, auf welcher

die langen Linien der Infanterie wie glänzende farbige Streifen gezogen waren, weiße Dampfwolken von sich sprühend, und sich langsam, dem Auge kaum merklich, bewegend, konnte die unausgesetzte Arbeit der Geschütze beobachten, die, je nachdem der Wind stand, in Dampf gehüllt, aus diesem ihre Blitze heraussandten, oder von der Sonne beschienen, ihre mörderische Thätigkeit unverhüllt ausübten.

Es war für die jungen Truppen ein entmuthigender verderblicher Auftrag. Die feindlichen Kugeln schlugen regelmäßig ein, und, so häufig man auch die Stellung in kurzer Entfernung von der zu beschützenden selbst sehr leidenden Batterie wechselte, die feindlichen Kanoniere hatten immer bald wieder den richtigen Zielpunkt gefunden.

Bruno, der bei dem ersten Reitergefecht eine unbedeutende Fleischwunde davon getragen hatte, war still geworden, und schien mit ängstlicher Spannung zu beobachten, wann bei dem veränderten Standpunkte die feindlichen Kugeln wieder einschlagen würden. Auch die Husaren waren schweigsam. Sobald eine Kugel einen ihrer Cameraden fortriß oder Pferd und Reiter scheußlich verstümmelte, prallten die Glieder auseinander, als wollten sie der nachfolgenden

Platz machen. Im weiten Kreise um die immer in ihrer mörderischen Arbeit fortfahrenden von ihnen geschützten Kanonen, lagen Pferde und Husaren, denn nur wenige Verwundete hatte man zurückbringen können.

Egon hielt ruhig vor seiner Schwadron, mit klarer Stimme das jedesmalige Commando des älteren Offiziers zur Veränderung der Stellung wiederholend; keine Erregung war in seinen Zügen bemerkbar, obgleich sein Auge stets unruhig rückwärts flog, wenn das Getümmel unter den Pferden und der kurze Todesschrei der Getroffenen verkündete, daß wieder eine Kugel den verderblichen Weg in die Reihen der Cameraden gefunden hatte.

„Es kann unmöglich der Wille unserer Obern sein, daß wir uns hier wehrlos und nutzlos erschießen lassen," rief Bruno, in heftiger Aufregung zu Egon heransprengend, da eben eine Kugel eine Rotte weggerissen und ihn selbst mit dem Blute und dem Gehirne der Getödteten bespritzt hatte. „Rede mit dem Major, daß wir abgelöst werden, Egon!"

„Wir haben den Auftrag die Geschütze zu decken und müssen ihn erfüllen, wir Offiziere namentlich müssen den Gemeinen mit gutem Beispiele vorangehen,"

antwortete dieser ruhig, „reite deßhalb vor Deinen Zug zurück und sprich den Leuten zu!“

„Wozu soll ich mich nutzlos erschießen lassen? Wenn Du nicht willst, so laß mich zum Major hin.“

„Das steht uns nicht zu, Bruno! wenn wir abgelöst werden sollen, wird es ohne unsern Antrag geschehen, reite zurück! es ist nothwendig, daß Du auf Deinem Posten bleibst.“

„Du hast gut reden, so allein zu halten ist ganz etwas andres, als dicht bei den Leuten, welche die eigentliche Zielscheibe bilden!“

„Meine Pflicht fesselt mich hier,“ antwortete Egon ungeduldig, „die Deine dort, Bruno! drum kann ich Dir nur wiederholen — reite vor Deinen Zug und sprich mit den Leuten, muntre sie auf und zeig ihnen —“

„Ich werde hier bleiben! denn es ist völlig gleichgültig, ob ich 8 Schritt vor oder rückwärts halte,“ fiel ihm Bruno trotzig in die Rede.

„Auf Ihren Posten Lieutenant v. Winter!“ donnerte Egon dem Bestürzten entgegen, der, solcher Anrede nicht gewärtig, sich mit einem Blicke voll Haß und Feindschaft zurückzog.

Unmittelbar nachher schwiegen die feindlichen Ge-

schütze, welche ihren Standpunkt veränderten. Die Szekler Husaren zogen sich wieder zusammen, und bald ertönte das Allen willkommne Signal zum Vorrücken.

Es erfolgten noch mehrere siegreiche Cavallerie-Angriffe; die Infanterie, jetzt in Colonnen zusammengedrängt, und ausruhend von der blutigen Arbeit, begrüßte freudig die an ihnen vorübersausenden Geschwader, die den wankenden Feind vollends zum Weichen brachten. In wilder regelloser Flucht zog er sich auf das bei Würzburg stehende Hauptcorps zurück, und schon am Nachmittage verkündete der Donner der Geschütze den Sieg des Erzherzogs Carl über das Bernadottsche Corps bei Teining.

Das Schlachtfeld mit den Todten und Verwundeten lag im Rücken, und es schien fast, als ob Jeder sich bemühe, seine Gedanken von den traurigen Bildern abzulenken, die sein Auge im Laufe des Tages gesehen hatte, besonders nach vollbrachtem Kampfe, als die armen Verwundeten aufgesucht und zurückgebracht wurden. Eine laute lärmende Fröhlichkeit verkündete weithin den Siegesrausch, welchem die Truppen sich um so ausgelassener hingaben, als es nur geringe Anstrengungen gekostet hatte, die gefürch-

teten Schaaren der jungen Republik in die Flucht zu schlagen.

Auch Egon verschmähte es heute nicht mit den Offizieren seines Regiments zusammen der Freude zu opfern. Er gewöhnte sich nach und nach an die Art und Weise, wie dies geschah, ohne daß er Geschmack daran gefunden hätte. Noch vor seiner Abreise hatte er seiner Mutter versprochen niemals Hazard oder sonst hoch zu spielen, und da er sich für ehrlos gehalten haben würde, hätte er jemals die Heiligkeit eines gegebenen Worts verletzt, so war alles Zureden seiner Cameraden ihn zur Theilnahme am Spiele zu bewegen, vergebens gewesen.

Heute ruhten die Würfel ohnedies, laut und lärmend unterhielt man sich von den Ereignissen des vergangenen Tages, vielfache Einzelnheiten wurden ausführlich erörtert, bestritten, bestätigt, und unzählige Male auf die erfochtene **Victoria** und auf das künftige Waffenglück die Gläser geleert.

Bruno und Egon hatten seit jenem Gespräch bei der Batterie noch kein weiteres Wort gewechselt. Das Herz des Letztern war voll von der Freude des ersten Sieges, er sehnte sich nach Mitgefühl und es

quälte ihn, daß er dies nicht in gewohnter Weise bei seinem Freunde suchen und finden konnte.

Es war ihm nicht entgangen, daß Bruno ihm absichtlich auszuweichen schien, obgleich er sonst heute grade ausgelassener als sonst war.

„Laß die Mißstimmung, welche zwischen uns eingetreten ist, verschwinden, Bruno! laß uns wieder die Alten zusammen sein!“ redete Egon diesen, ihm die Hand entgegenhaltend, herzlich an.

„Wie Sie befehlen, Herr Rittmeister!“ war die spöttische Antwort. —

„Komm hinaus! Bruno, komm hinaus! ich habe Dir etwas zu sagen,“ erwiederte Egon ernst.

Beide verließen die enge in der Eile aufgerichtete Bude, in deren kleinem Raume, durch die Menge der darin anwesenden Menschen, sich eine drückende beängstigende Luft gebildet hatte. Sie traten hinaus in die zauberische mondhelle Augustnacht. Nicht das kleinste Lüftchen bewegte sich, die ganze Natur schien zu schlummern, und mit ihr die Tausende, welche im engen Kreise umher gelagert waren. Die Stille der Nacht wurde nur dann und wann durch den fernen Ruf einer Wache, oder durch das Wiehern eines Pferdes unterbrochen, sonst erinnerte kein Laut an die

Gegenwart so vieler lebenden Wesen, die jetzt von der blutigen Arbeit, ihren Brüdern den Tod zu bringen, ermüdet, bewußtlos in die Arme seines Zwillingsbruders gesunken waren. Es zog eine stille wehmuthsvolle Ruhe durch diese laue, mondhelle Nacht, die mit ihrem Schleier, dicht neben einander, die Schlafstätte und das Todesfeld von so viel tausend Menschen bedeckte. Wäre ein einsamer Luftschiffer darüber hingeflogen, er würde das Leben vom Tode hier kaum zu unterscheiden vermocht haben. Egon ergriff Bruno's Hand und stand so eine Zeit lang in seinen Gefühlen versunken.

„Zürne mir nicht mehr Bruno, laß den heutigen Tag, wo wir gemeinschaftlich den ersten Sieg erfochten, nicht nachtheilig für unsere Freundschaft werden! — Warum antwortest Du nicht, Bruno? Warum lässest Du den Druck meiner Hand unerwiedert? Fühlst Du Dich denn wirklich so schwer beleidigt? Ich bitte Dich, rede Freund!“ fuhr Egon nach einiger Zeit erregter fort, während welcher Bruno immer anscheinend theilnahmlos geschwiegen hatte, „was ich that, hielt ich für Pflicht, und halte es auch noch dafür! Wird es Dir so schwer dem Freunde darüber Deine Ansicht zu sagen?“

„Du forderst mich auf," begann Bruno endlich mit mehr Ernst und Feierlichkeit in seiner Stimme als sonst, „so will ich reden, ich will dies um so mehr thun, als Du noch eben erklärtest, die Pflicht habe Dir jene schnöde Behandlung gegen mich vorgeschrieben. Du hast meine Freundschaft gesucht, nicht ich die Deinige! so jung ich damals war, ich habe es mir nie verhehlt, daß unsere Stellung im Leben künftig eine zu verschiedene sein würde, als daß eine wirkliche Freundschaft zwischen uns fortbestehen könnte. Du bist Fürst, ich bin Dein Unterthan, wenigstens so lange ich in Deinem Fürstenthume wohne. Du wirst bald Major und Obrist sein, während ich nur auf dem gewöhnlichen Schneckenwege weiter kommen kann. Du wirst, so lange Du einen Freund zu haben wünschest, mich als solchen behandeln, sobald dieses Verlangen aber nicht in Dir rege ist, den Oberen gegen mich spielen, wie Du es heute bereits gethan hast, obgleich Du jetzt doch nur als Rittmeister zum Lieutenant reden konntest. Was soll ich mit solch einer Freundschaft — ich muß wirklich dafür danken, und erlaube mir sie Dir zurückzugeben" setzte er spöttisch hinzu.

„Du entwirfst ein schlimmes Bild von mir Bruno,

ich müßte mich selbst verachten, wenn Du recht hättest. Aber ich bitte Dich, gehe zurück in die Zeit, die wir mit einander verlebt haben, hast Du je bemerkt, daß ich nur im mindesten meinen Stand gegen Dich geltend gemacht? habe ich nicht stets in jedem Stücke mich Dir gleich, ja selbst unter Dich gestellt? habe ich nicht um Deine Liebe, um Deine Freundschaft gebuhlt? weil ich sie nöthig habe, wie die Luft zum athmen. Was ich heute that, das forderte die Pflicht, glaube mir, ich thats mit blutendem Herzen, aber wenn Du mein Bruder gewesen wärest, ich hätte so handeln müssen. Ich fordere als einen Beweis Deiner Freundschaft, die mir das Kostbarste ist, was ich mein nenne, daß Du dies anerkennst! Kannst Du das nicht, verlangst Du von mir, daß ich meine Pflicht aus einer übertriebenen Rücksicht der Freundschaft zum Opfer bringen soll — dann allerdings, dann ist es besser, wir verständigen uns und scheiden ohne Groll und Haß, den ich nie einen Augenblick gegen Dich im Herzen getragen habe."

Bruno, dem es keineswegs Ernst war, das enge Verhältniß, worin er mit Egon stand, aufzulösen, der im Gegentheil die Absicht hatte, diesen kleinen Zwist dazu zu benutzen, das Bündniß fester zu knüpfen,

zugleich aber auch ein ähnliches Benehmen Egons für die Zukunft zu verhindern, und eine geistige Herrschaft über diesen auszuüben, suchte nun wieder einzulenken, und so kam es bald zu einer Verständigung, die für Egon so beglückend war, daß er sich nun selbst im Stillen Vorwürfe wegen seines Benehmens gegen Bruno machte, und sich vornahm, künftig dessen zartes Ehrgefühl nicht wieder auf eine so rauhe Weise zu verletzen.

Dem Heere wurde nur eine kurze Ruhe vergönnt. Die Hauptarmee der Franzosen stand bei Würzburg unter Jourdan, welcher das geschlagene Bernadottsche Corps an sich gezogen hatte. Am 3ten September griffen die Kaiserlichen die Franzosen an und erfochten einen so vollständigen und glänzenden Sieg, daß die Geschlagenen in wilder Flucht dem Rheine zu eilten.

Moreau, der inzwischen bis Ingolstadt vorgerückt war, hatte den Kurfürsten von Baiern zum Abschlusse eines schmählichen und kostbaren Waffenstillstandes gezwungen. Mehr als im ganzen Kriege für das Reich geleistet war, mußte in einem Augenblicke für den Feind zusammengebracht werden, der bei dieser Gelegenheit das später ins Große ausgedehnte Raubsystem

begann, und sich unter andern auch zwanzig der besten Gemälde aus der Münchner Gallerie abtreten ließ.

Die geschlagene Jourdansche Armee verfolgte und dezimirte das erbitterte überall zu den Waffen geeilte Landvolk. Der Erzherzog wandte sich gegen Moreau, ihm den Rückweg nach dem Rheine versperrend. Der französische Feldherr, dessen eines Corps außerdem bei München geschlagen wurde, und der sich von den Oestreichern im Rücken bedroht sah, führte nun jenen denkwürdigen Rückzug durch Baiern und Schwaben aus, welcher, mehr als die bisherigen Siege, seinen kriegerischen Ruhm begründete. Der Feldzug endete ruhmvoll für die Oestreicher mit der Eroberung von Kehl und der Brückenschanze von Hüningen.

Unsere jungen Krieger sahen mit dem stolzen Gefühle des Siegers zum ersten Male die grünen Wellen des Rheines, über welchen sie den übermüthigen Feind zurückgetrieben hatten.

Die Hoffnungen auf behagliche und fröhliche Winterquartiere wurden jedoch getäuscht. Buonaparte hatte die östreichischen Heere in Italien überall geschlagen. Der Erzherzog Carl wurde mit dem größten Theile des Heeres abberufen, und nur ein schwaches Corps

blieb unter dem Befehle des Generals Werneck am Rheine zurück.

Im April des Jahres 1797 finden wir dieses Corps, worunter sich unsere beiden Freunde befanden, in der Gegend von Neuwied, die Stadt selbst besetzt haltend, bei welcher die französische Armee unter Hoche den Uebergang über den Rhein zu bewirken suchte. Nach einem Gefechte von wenigen Stunden räumten die Oestreicher die Stadt und zogen sich nach den Höhen des Westerwaldes zurück. Von den Franzosen verfolgt und überall geworfen, bereitete sich Hoche vor in Frankfurt einzurücken, als die Nachricht des Friedens zu Leoben eintraf, welchen der siegreiche republikanische General Buonaparte, der aus Italien gegen Wien vorgedrungen war, dem kaiserlichen Kabinette abgenöthigt hatte.

Der Friede zu Campo Formio bestätigte diese vorläufigen Verabredungen, und enthielt bereits die Anfänge jener schmachvollen Grundsätze, nach welchen nunmehr eine geraume Zeit mit Deutschland verfahren werden sollte. Es wurde hier der Grund gelegt zu der Erniedrigung unseres Vaterlandes, die, wie sie ohne Beispiel ist in der Geschichte eines edlen kraftvollen, nur in sich selbst nicht einigen Volkes, und

obgleich blutig gerächt an den übermüthigen Unterdrückern, doch unvertilgbar eingebrannt bleiben wird in dem Gedächtnisse eines jeden Deutschen, damit wir niemals wieder verkennen, was uns Noth thut, und worin allein unser Aller Heil enthalten ist! —

Zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche sollte ein Congreß zu Rastadt zusammentreten, aber die früher angenommene Grundlage der Integrität war bereits durch 14 geheime Artikel wesentlich verändert worden. Der Rhein wurde als die Grenze der französischen Republik anerkannt, der Kaiser versprach seine guten Dienste, um das Reich zur Abtretung aller jenseitigen Länder und Städte zu bewegen, verpflichtete sich auch dasselbe nicht zu unterstützen, sofern das Reich darauf nicht eingehen möchte; dagegen versprach Frankreich seine guten Dienste, um dem Kaiser Salzburg und den zwischen diesem Erzstifte, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegenen Theil von Baiern, das Gebiet eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Der siebente dieser geheimen Artikel bestimmte ferner, daß, wenn bei der bevorstehenden Friedenshandlung eine der beiden Mächte noch andere Erwerbungen in Deutschland mache, die andere eben so viel Land zur Ausgleichung erhalten

solle! Das war die vorbehaltene Integrität des Reiches! — —

Entmuthigt zogen die kaiserlichen Heere sich zurück, das Reich seinem Schicksale überlassend. Auch die Szekler Husaren hatten den östreichischen Boden wieder betreten, doch sofort hart an der Grenze ihre Cantonirungen bezogen, worauf die kriegslustigen Schaaren neue Hoffnungen zur baldigen Wiedereröffnung des Krieges bauten.

Da jedoch der Friedenscongreß am Schlusse des Jahres wirklich zu Rastadt zusammentrat, so schwanden diese Aussichten wieder, besonders durch den Umstand, daß Urlaubsgesuche auf längere Zeit ohne Anstand bewilligt wurden. —

„Was hält uns hier länger," sagte am Abend eines stürmischen Novembertages Bruno zu Egon, welcher sich in dem engen niedrigen Zimmer eines Bauernhauses die Einförmigkeit des unbeschäftigten Soldatenlebens durch das Studium der Geschichte vertrieb, „was hält uns länger in diesem von aller Welt abgeschnittenen Neste? wir liegen hier und lassen die Pferde füttern und putzen! Alle Welt zieht ab, Egon, laß uns auch Urlaub nehmen und sehen, wie es den Unsrigen in der Heimath geht!"

„Es geht ihnen wohl Bruno, ich habe erst gestern einen Brief von meiner Mutter erhalten, sie sind Alle wohl, auch die Deinigen; ich hätte es Dir schon mitgetheilt, wenn Du nicht zwei Tage in der Stadt gewesen wärest. Was sollen wir jetzt in der Heimath machen? ich schäme mich nach Hause zu kommen, so gern ich meine Mutter auch wiedersehe und das Weihnachtsfest mit ihr feierte. Glaube mir, der jetzige Zustand kann und wird nicht von Dauer sein, Du magst dies schon daraus entnehmen, daß wir hier hart an der Grenze, in dieser für unsere Verpflegung so unpassenden Gegend, Halt gemacht haben. Ich habe es mir fest vorgenommen, nicht eher, als bis die Dinge sich wieder günstiger gestaltet haben, meine Schritte der Heimath zuzukehren."

Täusche Dich nicht mit falschen Hoffnungen Egon! Jeder der Lust hat erhält Urlaub auf längere Zeit, das deutet nicht auf einen baldigen Aufbruch. Oestreichs Kräfte sind erschöpft, und das Reich? dem wird jetzt in Rastadt das Sterbekleid angezogen! Du solltest bedenken Egon, daß Deine eigene Existenz in Gefahr schwebt, daß Du als Fürst größere Pflichten zu erfüllen hast, als hier täglich in den schmuzigen

Ställen herumzuwaden und die zunehmende Abmagerung der Pferde zu beobachten."

„Mag dem sein wie ihm wolle! mein Entschluß steht fest," erwiederte Egon, „ich verlasse jetzt das Regiment nicht. Nimm Du Urlaub Bruno, sieh zu, wie es in Greifenstein steht, ich will Dir Briefe mitgeben, und meine Interessen werden durch Dich eben so gut und besser vertreten werden, als ob ich selbst dort wäre!"

„Es freut mich, daß Du diese Ansicht aussprichst lieber Freund, denn ich habe den Urlaub schon in der Tasche, und so gern ich in Deiner Gesellschaft geritten wäre, so soll mich Dein Entschluß doch nicht bewegen den meinigen zu ändern."

„Du hättest mich wohl früher von Deiner Absicht in Kenntniß setzen können," sagte Egon einigermaßen verstimmt durch die Art und Weise wie Bruno diese Angelegenheit betrieben hatte, „wann willst Du fort?"

„Ich habe den Entschluß eigentlich erst in der Stadt gefaßt, und dann sogleich Urlaub genommen," bemerkte Bruno entschuldigend. „Uebrigens sind meine wenigen Sachen gepackt und ich gedenke Morgen in der Frühe aufzubrechen."

„So bleibt mir nur noch wenig Zeit die Briefe für Dich zu besorgen, wenn Du Dich anders damit befassen willst," erwiederte Egon empfindlich, „ich werde die Nacht dazu verwenden müssen."

„Was liegt einem so eifrigen Soldaten wie Dir daran, ein paar Stunden der nächtlichen Ruhe zu opfern," sagte Bruno lächelnd, indem er aufstand. „Also Morgen früh sechs Uhr komme ich Abschied zu nehmen — bis dahin leb wohl!"

Das Verhältniß der beiden Freunde war im Laufe der Zeit ein merklich kälteres geworden, ohne daß irgend ein besonderes Ereigniß dieß herbeigeführt hätte. Bruno's Neigungen, Vergnügungsarten und Ansichten wichen, jemehr sie sich ausbildeten und sie der Zufall mehr oder weniger unverschleiert den Blicken Egons zeigte, immer mehr von den seinigen ab, der keineswegs den Freuden seines Alters abhold war, doch keinen Geschmack an dem oft faden und ausschweifenden Treiben der meisten seiner Cameraden finden konnte. Obgleich von Allen geachtet und gern gesehen, war er doch nicht häufig bei ihren Zusammenkünften, wo er sich nicht heimisch fühlte und zu bemerken Gelegenheit fand, daß seine Gegenwart einen gleichen Eindruck hervorrief.

Es war noch dunkel als Bruno sich am Morgen von Egon verabschiedete, und in Begleitung eine Reitknechtes das schmuzige Dorf an der böhmischen Grenze verließ, um über die hohen in grauen dicken Nebel verhüllten Gebirge seinen Weg nach den heimischen Thälern zu nehmen.

Siebentes Kapitel.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.
Nicolaus Lenau.

„Wir haben uns verirrt Caspar,“ sagte ein tief in den Mantel gehüllter Reiter zu seinem hinter ihm befindlichen Diener; „mir kommt die Gegend ganz fremd vor, und doch müßte ich jeden Stein darin kennen!“

Die beiden Reisenden hielten auf einem hohen kahlen Gebirgskamm. Der Abend eines kurzen regnigten Novembertages machte bereits einer schnell hereinbrechenden Dämmerung Platz, so daß es schwer fiel sich in einem so wilden unwirthbaren Gebirge, wie dasjenige zu sein schien, auf dem die beiden Reiter sich befanden, zu orientiren. Die höheren Theile der Berge, welche dem Auge einen Anhaltspunkt hätten gewähren können, waren mit dickem schwerem Gewölk

behangen, das sich selbst von dem grauen farblosen Himmel nur unmerklich abzeichnete. Selbst die Thäler hatten ein fremdes Aussehen angenommen durch die aus ihnen aufsteigenden und sich hie und da mit den entgegenkommenden Wolken vereinigenden Nebelmassen.

„Die Nacht eignet sich schlecht zum bivouakiren, Caspar!“ begann nach einiger Zeit der vorn haltende Reiter wieder, nachdem er längere Zeit in die Gegend hinausgeblickt hatte; „die Aeste der alten Eiche, welche sich diese einsame Stelle hier ausgesucht hat, seufzen und knarren im Sturme, als ob sie auch mit ihrem Aufenthalte nicht recht zufrieden wären. Wenn ich nicht ganz irre, so muß hier unten rechts im Thale ein Dorf liegen; reite hinab und suche es zu finden; ich will diesen Weg verfolgen. In einer Stunde sei wieder hier; ich werde Deiner harren. Triffst Du mich nicht mehr, so reite ebenfalls diesen Weg, auf welchem ich dann ein Unterkommen gefunden habe.“

Der Reitknecht folgte der erhaltenen Weisung und war bald in der Dämmerung verschwunden, während derjenige, welcher diesen Befehl gegeben hatte, sich links wandte und mühsam, auf einem steil abfallenden

mit Steingeröll bedeckten Wege gleichfalls den öden einsamen Gebirgskamm verließ.

Es war fast Nacht geworden, als der Reiter im Thale anlangte; der Weg, welcher ihn hinabgeführt, hatte sich nach und nach verloren, und ein wenig betretener, fast kaum sichtbarer Fußpfad seine Stelle ersetzt. Auch dieser verschwand, oder der Reiter vermochte ihn in der zunehmenden Dunkelheit nicht innezuhalten, genug er befand sich bald auf einem weiten quellgrundigen Moore, in welches das Pferd mit jedem Tritte einsank, und das weiter zu verfolgen gefährlich schien. An beiden Seiten des Thales erhoben sich dunkele bewaldete Bergmassen, sich nur unmerklich gegen den Himmel abzeichnend.

Der Reiter hielt sein Pferd auf einem etwas festern Punkte des Moors an, und schien zu überlegen, welche Richtung er einschlagen solle. Er wandte sich, um nur wieder festen Boden zu gewinnen, den Bergen zu und erreichte bald die Grenze des Waldes, in welchen ein befahrner Weg zu führen schien. Er stieg ab und überzeugte sich durch Betasten des Bodens mit den Händen von dem Dasein tiefer Wagengeleise. Das Pferd am Zaume führend betrat er den Wald, in welchem zu der Dunkelheit der Nacht noch die

tiefen Schatten der dichtbeästeten hohen, im Winde rauschenden und sich bewegenden Buchen traten.

Schon früher hatte der Verirrte die Pistolen in den Halftern untersucht und schußfertig gemacht, jetzt steckte er sie in den Gürtel, da es ihm nicht unbekannt war, daß der Krieg und der augenblicklich eingetretene Friede vielfaches Raub- und Diebsgesindel in dieser unwirthbaren Gegend zusammengeführt hatte.

Eine lange Zeit setzte der immer mehr ermattende Wanderer seinen Weg fort, oft über Wurzeln stolpernd, oder von den vorgestreckten und herabhängenden Aesten und Zweigen der Bäume wie von unsichtbaren menschlichen Armen festgehalten.

Plötzlich schien es ihm, als leuchte der Schein eines fernen Lichtes oder Feuers durch die Dunkelheit. Es war keine Täuschung, denn er sah deutlich zuweilen den matten Glanz desselben auf den nassen chaotisch verschlungenen Gesträuchen sich brechen. Er blieb stehen, bei sich überlegend, ob es räthlich sein möchte, sich diesem verdächtigen Feuerscheine zu nähern; der hülfsbedürftige Zustand, in welchem er sich befand, schien jedoch bald über die emporsteigenden Befürchtungen den Sieg davon zu tragen. Er band sein Pferd an einen Baumast und schlich, den Säbel im

Arm, die zum Schusse fertigen Pistolen im Gürtel, auf dem nassen Moose so leise näher, daß seine Tritte, durch das Rauschen der Bäume ohnehin unhörbar gemacht, auch von dem schärfsten Ohre nicht hätten wahrgenommen werden können.

Bald gewahrte er, daß der Lichtschein von einem in einer verfallenen Köhlerhütte angezündeten Feuer herrührte. Der Eingang derselben war derjenigen Richtung, in welcher er sich näherte, entgegengesetzt, doch gestattete eine eingestürzte Stelle des niedrigen Daches das Innere der Hütte zu überblicken. Der unbemerkt hieher getretene Fremde sah neben dem Feuer ein altes zerlumptes Weib auf dem Boden gekauert sitzen, welches beschäftigt war an einem hölzernen Spieße einen Hasen zu rösten, denn das Thier war, ohne irgend eine andere Zuthat, nur den Wirkungen des unter ihm brennenden Feuers ausgesetzt. Auf einer kaum merklichen Erhöhung lag ein schmuziger wild aussehender Kerl, dessen Gesicht von einem alten rothen Tuche verdeckt wurde, das er um den Kopf gewunden, und dessen verbleichte Farben durch den Widerschein des Feuers neues Leben zu erhalten schienen. Eine Zeit lang verharrten die beiden Bewohner dieser einsamen verfallenen Waldhütte schwei-

gend in der beschriebenen Lage. Endlich stützte der Mann seinen Kopf auf den Ellenbogen und blickte nach dem am Spieß hängenden Thiere.

„Ist's bald gar Mutter? 'S wird gut sein! 's knurrt mir im Magen, ich hab' heut noch nichts gehabt und bin verdammt hungrig. Mach ein End'! Du verbrennst den schönen Braten, das Beste frißt die Flamme!"

„Schweig alter Vielfraß," keifte das Weib, „ich werd' selbst wissen, wenn's gut ist; wenn wir nicht sorgten für euch, ihr wärt längst verhungert oder hingt am Galgen, ihr faules Pack!"

„Schimpf Du nur, Du hast Dir schon alle Zähne ausgeschimpft, und bald wird Deine Zunge auch wohl Feierabend machen!"

„Sieh mir einer den Kerl an! Du solltest froh sein, daß meine Zunge für euch arbeitet, die hat mehr genutzt, als all' eure unbeholfenen Finger, worauf ihr euch so viel einbildet!"

„Mehr genutzt? was hat sie genutzt? gar nichts! Du hast immer große Pläne im Kopf, aber sie haben noch keinen rothen Pfennig eingetragen! Das Mädel haben sie Dir weggenommen, und werdens' Dir auch niemals wieder geben, denn daß es Deine

Tochter sein soll, glaubt Dir doch kein Mensch! Wie könnt' auch solch 'ne alte häßliche Ohreule so'n schmuckes niedliches Täubchen ausgebrütet haben!"

„Schweig Du alter abgemauserter langnasiger Habicht! Willst Du noch anfangen mir zu sagen, wie ich den Brei kochen soll, damit sich Andere den Mund dran verbrennen? Wenn sie's auch nicht glauben, daß es mein Kind ist, mit Gewißheit können sie doch nie sagen, es wär's nicht! Und noch weniger können sie wissen wer sein Vater und seine Mutter ist."

„Was nutzt Dir's, daß Du's kannst? Wird man Dich drum fragen? Hinaus werden's Dich schmeißen, wenn Du auf's Schloß kommst! Jagt das alte ekelhafte Zigeunerweib hinaus! hetzt die Hunde drauf! wird's heißen, wenn Du hinauf kommst, das ist Alles!"

„Meinst Du? — schau was Du'n kluger Kerl bist? Thun sie's jetzt? haben sie mich schon jemals hinausgejagt? — Ein Jahrgehalt, wie sie's nennen, haben's mir ausgesetzt, 50 Gulden! und immer prompt ausbezahlt!"

„Ausbezahlt?" fragte der Mann mit erhöhtem Interesse, indem er sich halb emporrichtete, „wo hast Du all' das Geld, Alte? ich weiß einen Ort, wo

es sicher liegen soll, wo's der Teufel selbst nicht find't."

„Weißt Du?" grinste die Alte, „wenn Du den Ort wüßtest wo's läg', hät's die längste Zeit da gelegen! Ich werd's schon selbst bewahren! Das ist aber erst der Anfang mein Junge! Bald wird das Püppchen sich verlieben, und junge Herrn werden dran rum liebeln, dann wird man der Alten viel Geld bieten, wenn sie sagen will: 's nicht mein Kind, sondern das Kind von — —"

Die Rede wurde plötzlich durch einen lauten Schrei des Weibes unterbrochen, als ihr zufällig aufblickendes Auge das vom Feuer grell beleuchtete Gesicht des Fremden an der Oeffnung des Daches gewahrte.

„Auf Tobby! auf! ich sah das Gesicht eines fremden Mannes, schlag ihn todt, oder alles ist verloren!"

Mit Blitzesschnelle war der Mann vom Boden aufgesprungen, und eilte, ein langes Messer in der Hand, die Thür zu gewinnen, von welcher er aber eben so rasch zurücktaumelte, da zwei wohlgerichtete Pistolenläufe ihm den Ausgang verwehrten.

„Zurück Gesindel!" rief die Stimme des Fremden. „Gebt noch einen Laut von euch, und ihr

habt beide aufgehört zu lügen und Kinder zu stehlen!"

„Ach Gott, Herr Offizier," bat plötzlich demüthig die Alte, „ach! sein Sie barmherzig, wir armen Leute haben kein Obdach; die Nacht ist über uns gekommen, und da haben wir Zuflucht gefunden in dieser verfallnen Hütt', ach! thun Sie uns nichts, Herr Offizier, wir sind ehrliche arme Leut'."

„Kennst Du mich nicht Marika?" fragte mit einem ruhigen höhnischen Tone der Offizier.

Die Alte riß die Augen weit auf, blickte scharf durch den Rauch, der sich in der Hütte gesammelt hatte, nach dem Fremden hinüber, und brach endlich in den anscheinend freudigen Ruf aus:

„So wahr mir Gott helf'! 's ist Herr Bruno, ach! was der Herr Bruno groß und schmuck geworden ist! ach! wie freue ich mich, daß meine alten Augen Herrn Bruno noch mal wiedersehen! und der gnädige Herr Fürst? ist er auch — —"

„Schweig alte Hexe, spare Deine Heuchelei für diejenigen, die daran glauben! Nach dem saubern Gespräche, welches ich eben gehört habe, wird es Dir wohl einleuchten, daß ich etwas mißtrauisch gegen Dich bin — — doch darüber wollen wir später reden,

und willst Du mir dann nicht Antwort geben, so wirst Du sie hoffentlich dem Amtmann nicht versagen, wenn Du die Peitsche gehörig geschmeckt hast. Für jetzt schafft mir zu essen, ich habe den ganzen Tag nichts gehabt! Auf! Du fauler Lümmel, hinten am Bache steht mein Pferd, bringe es her, ich will ein Stück von eurem verkohlten Hasen da essen, dann sollt ihr mir den Weg nach Greifenstein zeigen."

Demüthig wollte sich der Zigeuner entfernen.

„Leg das Messer dort in die Ecke ehe Du gehst!" herrschte ihn Bruno an. „Leg es hin, Kerl!" wiederholte er zornig, als jener zögerte, „oder meine Kugel sitzt in deinem Spitzbubengehirn!"

Der Zigeuner warf das Messer an den bestimmten Ort und erkundigte sich mit der dienstbeflissensten und zugleich unbefangensten Miene, wo das Pferd des gnädigen Herrn sich befinde. Auf die näher erhaltene Weisung verließ er darauf die Hütte.

Bruno nahm von dem hintersten und besten Theile derselben Besitz, wo sein Rücken gegen jeden Angriff geschützt war, und er Alles was vorging übersehen konnte, er setzte sich auf einen dort befindlichen Baumstamm, und legte die schußfertigen Pistolen dicht neben sich.

„Nun schneid' ein Stück ab, Weib!" herrschte er die Alte an, „aber sieh wohl zu, daß Du mir nicht das Schlechteste aussuchst."

„Ach! gnädiger Herr Bruno! das Beste sollen Sie haben, das Beste, was am ganzen Häschen ist, hier! vom Rücken, ein schönes saftiges Stückchen! Ein Fuchs hatte das arme Häschen gegriffen und wollt's zum Abend verzehren, als der Tobby 's ihm abjagte, da 's doch besser ist, daß wir's essen, als der Fuchs."

„Schweig Du alte Lügenmutter, oder ich schmeiße Dir einen Feuerbrand ins Gesicht! Hältst Du mich für so einfältig, glaubst Du, ich wisse nicht, daß ihr diesen Hasen gewilddiebt," erwiederte Bruno, dem ihm gereichten Stücke wacker zusprechend. „Du sollst noch ganz andere Dinge offenbaren!" — —

„Also Malfi ist nicht Dein Töchterchen," fuhr er während des Essens höhnisch fort; „nun, das konnte Jeder sehen, der nicht blind war; wessen Kind ist sie denn? Sprich!"

„Die Malsi nicht meine Tochter, gnädiger Herr?" klagte das Weib in den sanftesten Mollauten. „Wer hat das je gesagt? Wer hat je dran gezweifelt?"

„Wer das gesagt hat? Ihr selbst habt's ja eben ausführlich erzählt! Ich hab' alles gehört, alte Hexe! Das Leugnen hilft Dir zu nichts mehr!“

„Ach mein Gott!“ winselte die Alte, „wer hat von der Malfi gesprochen; wir sprachen von 'nem ganz anderem Kinde, ich hab' dem dummen Tobby eins aufgebunden, weil er so ungeberdig war, Ew. Gnaden werden's gehört haben!“

„Du kannst Dich nicht herausreden; willst Du mir's nicht sagen, sollst Du so lang' Prügel bekommen, bis Du gestehst. Der Amtmann wird schon Mittel finden Dir die Zunge zu lösen!“

„Hu! der Herr Amtmann, 'sis ein strenger Herr, aber was ich nicht weiß, kann ich nicht sagen, und wenn sie mich todtschlagen, werd' ich niemals mein Kind verleugnen,“ setzte die Zigeunerin mit einer Bestimmtheit hinzu, die bei Bruno Erstaunen erregte.

„Am Ende ist's auch einerlei, ob Du's gestehst oder nicht; — habe ich's doch aus Deinem Munde gehört, daß Malfi nicht Dein Kind ist. — Sie hört auf Deine Tochter zu sein, das ist die Hauptsache — Du wirst in den Thurm gesteckt, bis Du gestehst, wo Du das Kind gestohlen, und wo Du die Dir un-

gebührlich gezahlten Gulden vergraben hast," sprach Bruno wie im Selbstgespräch, nach und nach die Reste des ihm gereichten Bratens verzehrend.

Die Alte hatte ihn während dieser Zeit mit ihren schlauen stechenden grauen Augen unverwandt beobachtet, als ob sie in seinen Zügen lesen wollte; dann änderte sie plötzlich ihren Ton und, zu der gewöhnlichen Sprechweise übergehend, knüpfte sie das abgebrochene Gespräch wieder an.

„Wie lang' ist's nun her, daß der junge Herr von Greifenstein abwesend gewesen?"

„Was kümmert's Dich!" antwortete Bruno gleichgültig, „es sind über zwei Jahre, daß wir fort sind; ich dachte nicht in so finstrer Nacht zurückzukehren; nun ist's doch gut, daß es so gekommen."

„Ueber zwei Jahre! da hat sich Vieles verändert. Die gnädige Fürstin sieht noch bläßer und abgehärmter aus, aber mein Töchterchen ist hübsch und nett geworden! 's ist jetzt 15 Jahr alt, junger Herr! und kein Kind mehr! Sie ist so zart, so schön, so weiß und rund, daß Ihr Euch sicher drin vergafft, junger Herr, wenn Ihr sie seht!"

„Schweig! und untersteh Dich nicht, Malsi noch einmal Deine Tochter zu nennen!"

„Nu, Nu,“ besänftigte die Alte, „wenn Ihr sie seht, die hübsche kleine Malsi, und Euch drin verliebt, und wollt sie heirathen, braucht Ihr deßhalb nicht der Schwiegersohn der alten Wlarika zu werden, aber die alte Wlarika könnt Euch viel nützen, könnt Euch dazu verhelfen und zu noch viel mehr, d. h. wenn sie will,“ setzte sie nachdrücklich hinzu.

Auf Bruno schien diese Mittheilung einen nicht zu verkennenden Eindruck zu machen. Wollte er wirklich auf die Pläne des Zigeunerweibes eingehen, oder wollte er ihr auf diese Weise ihr Geheimniß ablisten? er wurde nachdenkend, und als Wlarika, ihren Vortheil gewahrend, schwieg und sich in der Hütte zu thun machte, ohne ihren Gast jedoch einen Augenblick unbeobachtet zu lassen, war es dieser, welcher nach einiger Zeit in einem viel sanfteren Tone die Unterredung fortsetzte.

„Was könntest Du mir zu sagen haben Wlarika, was mir von Nutzen wäre? Was ich thun muß und was mir frommt, weiß ich selbst, und was wir wissen wollen, das mußt Du doch sagen!“

„Ist's so gewiß, daß ich's muß?“ erwiederte die Alte, „und wenn ich's vor aller Welt sage, was nützt es dann Euch?“ setzte sie lauernd hinzu.

„Mir? — und welchen Vortheil kann es mir bringen, wenn Du mir's allein sagst?" fragte Bruno, die Alte mit ungewissen Blicken betrachtend.

„Ihr wollt mich ausfragen junger Herr! die alte Wlarika ist schlau und es wird Euch nicht gelingen. Ihr habt zuviel gehört, als daß es nicht für uns Beide und besonders für Euch gut wäre, wenn Ihr mehr erführt. Ihr sollt sie nur sehen, die schöne Malfi mit den schmachtenden himmelblauen Augen, sie ist aufgeblüht wie'n Rosenknöspchen, 's wird Euch schon gelüsten nach dem hübschen Blümchen, besonders wenn ich Euch den Schatz heben lehre, der unter ihren kleinen niedlichen Füßchen liegt."

Die Rede der Alten war auf Bruno's Hauptleidenschaften: Sinnlichkeit, Ehrgeiz und Habsucht richtig berechnet; nur vermochte er immer darüber noch nicht mit sich einig zu werden, ob es vortheilhafter sei, sich mit der Alten einzulassen, oder sie auf gesetzlichem Wege zur Offenlegung ihres Geheimnisses zu zwingen; auch widerstrebten dem ersten Plane sein Stolz und die Besorgniß, daß das Ganze nichts als eine schlau angelegte Falle sei.

„Wenn ich Dir trauen könnte Wlarika," erwiederte er endlich zögernd.

„Fragt Euch selbst junger Herr, ob Ihr mir trauen wollt, und dann laßt uns weiter über die Sache reden. Ich höre Tobby mit Eurem Pferde.“

„Hier ist das Pferd Ew. Gnaden!“ sprach der Zigeuner in der Thür stehen bleibend, „in der Nähe liegt noch 'ne alte Hütte, soll ich's dort hineinstellen?“

„Thu das, komm aber gleich wieder, Du sollst noch einen Gang für mich machen.“

Tobby blickte den jungen Offizier verwundert an, als begreife er nicht, wohin er ihn noch zu schicken habe.

Während seiner Abwesenheit saß Bruno schweigend, gedankenvoll ins Feuer blickend, und dann und wann mit einem Stück Holz darin zwecklos herumstoßend. Auch die Alte sprach kein Wort und schien von ihrem Gaste gar keine Kenntniß mehr zu nehmen.

„Geh oben auf die Höhe, wo die einsame Eiche steht! Du kannst sie nicht verfehlen, wenn Du das Thal aufwärts verfolgst, dort wirst Du meinen Reitknecht finden, den führe hieher, aber gebrauche Deine Beine, denn Du mußt mich auch noch nach Greifenstein begleiten.“

„Das ist unmöglich Herr, wie soll ich in der

Nacht die Eiche finden? 's gibt viel einsame Eichen und viel Berg' hier herum."

„Geh Kerl," herrschte Bruno, „und wenn Du Alles gut ausführst, erhälst Du eine Krone, merk' Dir das!"

Das Gesicht des Zigeuners wurde bei diesem Versprechen um ein Merkliches freundlicher, doch zögerte er noch immer, entfernte sich aber sofort, als ihm die Alte in einer Bruno unverständlichen Sprache einige Worte zuflüsterte. — —

„Wie weit ist es noch von hier bis zum Schlosse?" fragte Bruno nach einiger Zeit.

„Zwei gute Stunden, Herr, und miserabler Weg. In einer Stunde aber geht der Mond auf, dann wird's etwas heller, sonst könnt Ihr ganz hübsch Hals und Bein brechen."

„Was Dir wohl nicht unangenehm wäre Wlarika?"

„Mir? ach! ich wünsch' dem jungen Herrn langes Leben und stete Gesundheit!"

„Wirklich? und doch schien mir's vorher, als hättet ihr nicht übel Lust meinem jungen Leben auf die kürzeste Weise ein Ende zu machen."

„Wir kannten Euch nicht, wir kannten Euch nicht

Ew. Gnaden, 's konnt ja auch ein Räuber sein, der uns umbringen wollt'!"

„Nun laß das Warika!" fuhr Bruno plötzlich mit merklich gedämpfterer Stimme fort. „Sprich, was hast Du mir zu sagen über Malfi? ich werde das Geheimniß bewahren!"

„Das ist bald gesagt," lachte die Alte; Ihr wißt ja noch gar nicht obs Euch was nützt, und obs nicht vortheilhafter sein könnt', die alte Warika auszuhorchen und sie dann zu verrathen."

„Nein, nein, ich verspreche es Dir fest und sicher: Niemand soll erfahren was Du mir sagen wirst."

„So hört denn: was ich Euch sage, kann Euch von großem Nutzen sein, mir aber viel schaden, wenn Ihr plaudert, deßhalb gebt Ihr mir schriftlich, daß Ihr ein ehrloser Schuft sein wollt —"

„Weib!" fuhr Bruno auf, „Weib! wie unterstehst Du Dich so mit mir zu reden? weißt Du — —"

„Hört mich aus junger Herr! also daß Ihr ein ehrloser Schuft sein wollt, wenn je ein Wort von dem, was ich Euch von Malfi sagen werde, über Eure Zunge kommt, und bezahlt mir außerdem 500 Gulden."

„Du bist toll alte Hexe!" lachte Bruno spöttisch,

„es scheint Dir zu rappeln! Hälst Du mich für einen Narren der dem Tollhause entlaufen ist?"

„Wie Ihr meint," erwiederte die Alte ruhig, „wie Ihr wollt. Bedenkt aber, daß schon Euer eigener Vortheil Euch den Mund schließen wird, sonst erführt Ihr doch nichts, wenn Ihr mir auch 10 Zettel gebt, und daß das, was ich Euch sage, für Euch vielleicht 100 mal so viel werth ist, als die lumpigen 500 Gulden die Ihr mir zahlt."

Bruno schien noch immer unentschlossen was er thun solle, er blickte die Alte lange forschend an, als wolle er in ihren Mienen lesen, ob das Geheimniß, was er erfahren solle, wirklich von solchem Nutzen für ihn sein könne. Wlarika hielt seinen Blick ruhig aus, nur ein Zug von Spott schwebte um ihren eingefallenen zahnlosen Mund. Sie reichte, als Bruno noch immer gedankenvoll schwieg, diesem ein Stück schmuziges Papier und einen Bleistift, welches er mechanisch in Empfang nahm und, bewegungslos auf die Kohlen hinstarrend, in der Hand behielt.

„Schreibt Junker!" rief die Alte plötzlich in einem fast gebietenden Tone, indem sie mit einem Feuerbrande das dem Erlöschen nahe Feuer wieder zur hellen Flamme anfachte.

Bruno schien zu erbeben; war es der energische Ruf des alten Zigeunerweibes, das von der plötzlich auflodernden Flamme grell erleuchtet, riesengroß vor ihm zu stehen schien, oder war es die mahnende Stimme des Gewissens? die ja schon mächtig wirkt in dem fallenden Blatt vom Baume, wenn der zur bösen That bereite Räuber durch die nächtliche Stille der Wälder schleicht; in der lallenden Stimme des träumenden Kindes, wenn die Hand, welche es verstanden festverwahrte Schlösser zu öffnen, sich nach fremdem Eigenthume ausstreckt — — Bruno erschrak und griff unwillkürlich nach einer der Pistolen.

„Wozu die Pistolen?“ hohnlachte Wlarika, „fürchtet Ihr Euch vor einer Frau? Habt Ihr Lust, so schreibt, wollt Ihr nicht, so gehabt Euch wohl, denn mich werdet Ihr erst wiedersehen, wenn ich's für gut finde.“

Mit diesen Worten hatte sie plötzlich die Hütte verlassen.

„Hört! Wlarika!“ rief Bruno ihr nach, „hört mich an! hier“ — fügte er hinzu, als sie wieder eingetreten war, „hier — ist mein Ehrenwort schriftlich verpfändet, daß ich Niemanden von dem, was Ihr mir über Malfi sagen werdet, jemals eine Mittheilung machen will.“

Die Alte betrachtete das Papier aufmerksam, faltete es sorgfältig zusammen und legte es in eine kleine hölzerne Dose.

„Und die 500 Gulden?“

„Die sollt Ihr haben, wenn das, was Ihr mir sagt, wirklich einen solchen Werth hat.“

„Auch das will ich mir gefallen lassen. So hört denn: —“ die Alte hatte sich dicht neben Bruno gesetzt, und flüsterte so leise, daß auch ein Horcher mit dem schärfsten Ohre kein Wort von dem, was sie Bruno mittheilte, würde verstanden haben. Je länger sie sprach, je aufmerksamer wurden Bruno's Züge, zuweilen drückte sich ein unverkennbares Wohlbehagen auf seinem Gesichte aus, zuweilen glänzten seine Augen stärker, als ob Gedanken voll der erfreulichsten Bilder der Zukunft und der schönsten Hoffnungen ihn bewegten. Während der ganzen Rede Wlarika's, die fast eine Stunde dauerte, war er der aufmerksamste Zuhörer, und nur zuweilen entflohen ihm wie verwundernd einige abgerissene Worte. Aus diesen wenigen Andeutungen ließ sich jedoch durchaus kein Schluß auf die Mittheilungen der alten Wlarika selbst machen, welche von Bruno aber für so wichtig gehalten werden mußten, daß er, nachdem Wlarika geendet hatte, selbst die

strengste Verschwiegenheit dringend anempfahl und ihr unaufgefordert seine schwere mit Gold gefüllte Börse in die Hand drückte, welche von dieser mit freundlichem Grinsen empfangen wurde.

In demselben Augenblicke kehrte Tobby und der aufgefundene Reitknecht zurück, mit welchem Bruno, von ersterem geleitet, bald die Hütte verließ, und bei dem matten Lichte des zwar aufgegangenen, aber von dicken Regenwolken bedeckten Mondes, den Weg nach dem Schlosse Greifenstein einschlug.

Achtes Kapitel.

Rose, Rose, Knospe gestern
Schliefst du noch in moos'ger Hülle,
Heute prangst in Schönheit Fülle
Du vor allen Deinen Schwestern.
Adelbert v. Chamisso.

Als am folgenden Morgen Bruno zur Fürstin beschieden wurde, bewegten ihn mancherlei sich widersprechende Gefühle. Er mußte es sich gestehen, daß sein Verhältniß zu Egon nicht mehr ein so inniges sei, als es gewesen, und daß hauptsächlich sein Benehmen diese Aenderung hervorgerufen habe, da er, besonders in der letzten Zeit, sich häufig dem lärmenden und ausschweifenden Treiben des größten Theils seiner Cameraden hingegeben hatte. War doch selbst Manches vorgefallen, was er sich geschämt haben würde, dem streng sittlichen Freunde zu erzählen. Heute durfte er der Fürstin gegenüber jedoch von dieser Aenderung, namentlich von der in seinem eignen Herzen gegen den Freund wohnenden Kälte, durchaus nichts merken

lassen, und doch war er ungewiß, ob Egon in seinem Briefe, den er oft bedeutungsvoll betrachtet hatte, nichts davon erwähnt habe. Dann beschäftigten sich seine Gedanken auch fortwährend mit Malsi, die er, nach den Mittheilungen der Zigeunerin mit ganz andern Augen, wie früher, betrachtete. War sie wirklich das lieblich schöne aufblühende Mädchen geworden, wie sie die Alte geschildert hatte? War ihr dereinstiger Besitz, den zu erringen in seinem Plane lag, auch wirklich alles Dessen werth, was er bereits gethan und noch zu thun sich entschlossen hatte?

Wie die Wirklichkeit aber auch mit seinen Absichten übereinstimmen oder davon abweichen mochte, er konnte keinen Falls unbefangen und offen vor Diejenige hintreten, vor welcher er die größte Ehrerbietung und Achtung zu hegen von Kindheit auf gewohnt war; es war das erste Mal, daß er mit der überlegten Absicht zu täuschen, auftreten sollte und noch war er in der Kunst der Verstellung nicht so erfahren, daß es ihm nicht ein Bedürfniß gewesen wäre, seine Handlungsweise vor sich selbst zu beschönigen.

Die Zeit, welche er fast wider seinen Willen mit dieser Selbstprüfung hinbrachte, währte nicht lange. Die Begierde nach zeitlichem Vortheil gewann bald

die Ueberhand über die Bedenken seines aufrührischen Gewissens. Als es zum Schweigen gebracht, zog eine unheimliche ihm selbst fremdartige Freude durch seine Seele und völlig mit sich einig betrat er die fürstlichen Gemächer.

Dennoch fühlte er sich mächtig ergriffen und eine ihm selbst unerklärliche Angst befiel ihn, als er die Fürstin und Malsi fast in derselben Stellung erblickte, in der er sie zuletzt gesehen hatte. Es war ihm in dem Augenblicke, als habe die Zeit stillgestanden, und er befände sich hier, wie vor zwei Jahren, um Abschied zu nehmen; und doch lagen viele einflußreiche Ereignisse zwischen jenen beiden Tagen.

Eine genauere Betrachtung machte die Täuschung bald verschwinden. Zwar ruhte die edle Frau auf demselben Sessel, in demselben Zimmer, und Malsi stand, wie damals, an ihrer Seite, aber die Wangen der Fürstin waren bleicher und abgehärmter, wie er sie je gesehen, und selbst der Blick ihrer sonst leuchtenden Augen hatte an Glanz und Feuer verloren. Welch eine unbeschreiblich liebliche Veränderung dagegen war mit Malsi vorgegangen! Nicht mehr das unentwickelte Kind hatte ihren Arm um den Nacken der Fürstin geschlungen; sie stand da in der ersten

zauberhaften Blüthe jungfräulicher Schönheit, welche das reizendste Wunder der Schöpfung mehr ahnen als erkennen läßt, welche mit der unbefangenen Lieblichkeit des Kindes aus glänzenden seelenvollen Augen uns anblickt und Gefühle in unserm Herzen erbeben macht, die einer anfangenden Morgenröthe gleich in dem ihrigen zu dämmern beginnen! —

„Seien Sie mir willkommen, lieber Bruno!" redete die Fürstin den Eingetretenen an, „und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme, ich bin leider an meinen Stuhl gefesselt."

Stumm näherte sich Bruno und küßte die ihm dargereichte marmorweiße Hand der Kranken.

„Herzlich danke ich Ihnen, daß Sie mir Briefe von meinem Egon gebracht, nochmehr aber, daß sie selbst gekommen sind. Er ist doch wohl? und es ist keine andere Ursache Schuld daran, daß er die Bitte seiner Mutter nicht gewährt hat. Er hätte wohl der kindlichen Liebe die militairische Ehre zum Opfer bringen können, doch ich will ihm keinen Vorwurf machen, und am allerwenigsten Ihnen," setzte sie entschuldigend hinzu, als sie die aufsteigende Röthe auf Bruno's Gesicht gewahrte.

„Er ist ganz wohl, Ihre Durchlaucht, und einzig

und allein den strengen Begriffen, welche er von seinen Pflichten als Soldat hat, ist es zuzuschreiben, daß er jetzt nicht mit mir hier vor Ihnen steht."

„Jeder hat seine Ansichten, und ich mag ihn deßhalb nicht tadeln, so schmerzlich ich seine Gegenwart entbehre — aber beschreiben Sie ihn mir, lieber Bruno, wie sieht er aus? Sie sind stärker, größer geworden!"

„Egon gilt im ganzen Regiment für den schönsten Offizier, Ihre Durchlaucht, er ist um einen halben Kopf größer als ich, seine Gesichtsfarbe hat Wind und Wetter gebräunt, ein stattlicher dunkler Bart beschattet seine Oberlippe, und die gleichfarbigen Locken, sowie seine schlanke und kräftige Gestalt passen sich vortrefflich zu der reichen goldgestickten Husarenuniform. O! Sie sollten ihn sehen, wenn er auf seinem schwarzen wilden Rosse mit erhobenem Säbel den Schaaren zum Angriffe voranfliegt — er gleicht dem jungen Kriegsgott, der Alles vor sich her in den Staub wirft!"

Es war Bruno nicht entgangen, daß während des ersten Theiles seiner Rede Malfi's Wangen sich geröthet hatten, dann aber eben so schnell wieder erblaßt waren; und es ärgerte ihn fast, daß er sich zu

einer so poetischen Beschreibung seines Freundes hatte hinreißen lassen.

„Also er ist wohl und gesund," sagte die Fürstin mit einem tiefen Seufzer, „möge der Himmel ihn so zurückführen in die Arme seiner Mutter! — Sie müssen uns viel, recht viel von ihm und ihren gemeinschaftlichem Leben erzählen, er verweist mich in seinem Briefe besonders auf Ihre mündliche Mittheilung. Ihre Abreise war gewiß besonders schmerzhaft für ihn, denn er entbehrt jetzt des Freundes, der von Kindheit an ihm zur Seite gestanden."

„Sie war fast noch schmerzlicher für mich Ihre Durchlaucht, ich habe nichts unversucht gelassen ihn zur Mitreise zu bewegen, und erst als ich das Vergebliche meiner Bemühungen einsah," setzte er mit einem Blicke auf Malsi hinzu, „gab ich dem Drange meines Herzens nach, die Meinigen wiederzusehen, und verließ den Freund, an dessen Seite ich mich wieder befinden werde, sollte der Kampf von Neuem beginnen."

„Ist Egon niemals verwundet worden?" fragte schüchtern Malsi.

Es waren die ersten Worte, welche sie an Bruno richtete, denn sie hatte, wenn auch nicht absichtlich,

es bis jetzt sogar unterlassen ihn willkommen zu heißen.

„Ehe ich diese Frage beantworte," erwiederte Bruno sich zu ihr wendend, „erlauben Sie mir, mein Fräulein, Sie zu begrüßen und meine Freude darüber auszudrücken, Sie so wohl und munter zu sehen."

Schon ehe Bruno diese Rede beendet hatte, brach Malfi in ein muthwilliges Lachen aus.

„Höre Mutter! hast Du gehört?" sagte sie noch immer lachend, „Bruno nennt mich „mein Fräulein" und „Sie"! am Ende," setzte sie ernsthaft hinzu, „wird mich Egon, wenn er zurückkehrt, auch nicht mehr als Schwester anerkennen, sondern eben so fremd thun wie Bruno."

„Wenn Du es erlaubst," lenkte Bruno sofort ein, „so trete ich gern wieder in meine alten Rechte. Mit widerstrebendem Herzen habe ich die vorige Redeweise gewählt, aber Du selbst erschienst mir so verändert — botest mir zum Willkommen keinen Gruß — so daß ich zweifelhaft sein mußte, ob —"

„Vergib lieber Bruno," bat Malfi, auf die unbefangenste Weise ihm die Hand reichend; „es war sehr unartig von mir, aber ich war zu sehr gespannt auf Deine Mittheilungen von Egon und darüber habe

ich meine nächsten Pflichten versäumt. Aber nun beantworte auch meine Frage: ist Egon niemals verwundet worden? ist er jetzt wirklich ganz gesund?"

„Ganz gesund, und er hat stets das Glück gehabt ohne Wunden das Gefecht zu verlassen. Mir ist es nicht so gut gegangen," setzte er nicht ohne einige Prahlerei hinzu. „Gleich in der ersten Schlacht bei Teining erhielt ich von einem französischen Carabinier einen Hieb in den linken Arm, der recht gut gemeint war. Ich vergalt ihn mit einem Pistolenschuß, welcher meinen Gegner aus dem Sattel brachte! Später —"

„Sie entschuldigen lieber Bruno," unterbrach den eifrig Redenden die Fürstin, „daß ich Sie bitten muß, Ihre Erzählung auf kurze Zeit zu verschieben. — Ich fühle mich wieder sehr angegriffen. Ich werde Sie bitten lassen, heute Nachmittag mir ein Stündchen zu schenken. Sie schlagen es mir gewiß nicht ab?" setzte sie freundlich und gleichsam ihre Unterbrechung entschuldigend hinzu.

„Ich stehe in jedem Augenblick zu Ihrer Durchlaucht Befehl," erwiederte Bruno verbindlich, küßte die Hand der Fürstin, warf Malsi einen freundlichen Gruß zu, und verließ das Gemach.

Bruno war schon mehrere Wochen in Greifenstein. Man hatte sich wieder an ihn gewöhnt, nachdem man eine Zeit lang das Fremdartige seiner Erscheinung betrachtet, theilweise angestaunt und den Erzählungen von Schlachten und Gefahren, mit denen der junge Soldat ziemlich freigebig war, gelauscht hatte.

Von der unbefangenen Malfi war es unbemerkt geblieben, daß Bruno sie aufsuchte, und sich bemühte, so häufig als dies irgend geschehen konnte, in ihrer Nähe zu sein. Sie selbst war nicht ungern in des Jugendgespielen Gesellschaft. Unverändert, wie sonst, durchwanderte sie mit ihm die weiten Gänge des Parks, wenn die bleiche Wintersonne die schneebedeckte Gegend freundlich beleuchtete, und die Pflege der Fürstin es ihr gestattete, ihrer Neigung zu folgen und in der freien Natur umher zu schweifen.

Bruno erhielt dadurch vielfache Gelegenheit eine Neigung für sich in dem Herzen des jungen Mädchens zu erwecken, das, noch völlig unerfahren und kindlich, weder seine Absichten zu errathen, noch ihre eigenen Empfindungen zu verstehen vermochte. So schien sie weiches Wachs in der Hand des Erfahrenen, und es ihm freigestellt, demselben beliebig diejenige Form aufzudrücken, welche seinen Wünschen am meisten zusagte.

Und doch war dem nicht so! denn wirkliche Reinheit und Unschuld ist ein starker glänzender Diamantschild, der von unsichtbaren Händen getragen, sicher die Bedrohte schirmt, die mit der Gefahr zu spielen scheint, weil sie keine Ahnung davon hat. Die lauernde überlegte Bosheit findet zwar auch hier zuweilen den unbewachten Augenblick, und die arme Geopferte bezahlt dann eine qualvolle Erkenntniß zugleich mit dem verlornen Paradiese; aber diese Siege Ahrimans gehören zu den seltensten; fast immer ist es das eigne Herz, welches sich bestrebt den warnenden schützenden Engel einzuschläfern oder zu entfernen, bis er, mit verhülltem Antlitz, weinend vor dem gebrochenen steht!

Obgleich Bruno's Pläne Malfi's Besitz zum Ziele hatten, und er es sich gestehen mußte, daß er durch das Bündniß, welches er mit Wlarika geschlossen, nicht mehr mit offenem Visir auftrete, so lag es doch keineswegs in seiner Absicht dem Mädchen etwas Böses zuzufügen; sein Streben ging vielmehr nur dahin, sich ihre Neigung zu erringen und das Gefühl der Liebe in ihrem jungen Herzen für sich zu erwecken.

Eine Zeit lang handelte er, um dieses Ziel zu erreichen, mit Ueberlegung, und wandte diejenigen

Künste an, welche er sich in den zwei Jahren seiner Abwesenheit im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte erworben hatte. Leider war ihm auf seinen Kriegszügen wenig Gelegenheit geworden dasselbe von der edlen Seite kennen zu lernen. Er hatte hier überall um so leichter Siege erfochten, als die Angriffe von der andern Seite nur scheinbar abgewehrt wurden, da es dort stets im Plane lag sich besiegen zu lassen. So kannte er noch nicht den hohen Werth einer edlen Frauenseele. Er hatte das andere Geschlecht nur in seiner Verdorbenheit gesehen, und es, wenigstens in der reizenden Form der Jugend, zu achten keine Gelegenheit gehabt. Denn wie das Weib allein fähig ist, eine Reinheit und Lauterkeit des Herzens sich zu erhalten, die es nur wenig von seiner göttlichen Abstammung entfernt, so kann auch nur das Weib allein so tief hinabsinken in den Schlamm und in die ekelerregendsten Tiefen des Lasters und der Verderbtheit, daß es fast unmöglich ist, jenes erhabene liebliche Kind des Lichtes und diese scheußliche schmuzige Brut der Nacht, für gleichartige Wesen zu halten und zu glauben, daß beide einst mit demselben kindlich unschuldsvollen Blicke zum Himmel emporgelächelt haben.

Bruno fühlte bald, daß er hier mit seinen gewohnten Künsten nicht weit reiche. Malsi kam ihm nicht, wie er dies sonst gewohnt war, auf halben Wege entgegen, sie verstand auch seine Angriffe gar nicht, errieth nirgendwo seine Absicht; ihre Unbefangenheit blieb stets dieselbe, sie lachte ihn aus, wenn er selbst dadurch verlegen wurde und ging dann wieder auf eine so kindlich vertrauliche Weise mit ihm um, daß er sich selbst zuletzt nicht mehr zu helfen wußte, und es sich endlich gestehen mußte, der Funke der Liebe habe in seinem eignen Herzen gezündet, ohne daß Malsi gleichfalls davon berührt worden sei.

Dies bewirkte eine große Veränderung in ihm. Sein junges Gemüth war noch nicht so den besseren Empfindungen verschlossen, daß die Lockungen zeitlichen Vortheils allein vermocht hätten dasselbe zu beherrschen. Er schämte sich oft des Wlarika gegebenen Versprechens und war dann Willens der Fürstin ein offnes Bekenntniß abzulegen, und seine eigne Schuld einzugestehen. Es kamen Stunden über ihn, wo er sein ganzes bisheriges Treiben bereute, sich selbst verachtete und seine Thränen unaufhaltsam flossen. Er hätte Malsi zu Füßen stürzen mögen, ihre Knie umfassen und ausrufen: ich bin ein schlechter verworfe-

ner Mensch! den Du verabscheuen mußt, von dessen Niedrigkeit Deine reine Seele keine Ahnung hat — aber ich liebe Dich, liebe Dich unendlich, rein und ewig! Du mußt mich wieder lieben, hinaufziehen in Deine Lichtsphäre, damit ich Dir ähnlich werde, — oder mich sterben lassen, hier zu Deinen Füßen, einen seligen, beneidenswerthen Tod!

Diese Erregungen seines Gemüthes waren jedoch, schon ihrer Heftigkeit wegen, nicht von langer Dauer. Wenn die Sonne aufstieg und, mit dem Schleier der Nacht, jene heiligen und wärmeren Empfindungen wieder verscheuchte, welche der Zauber der strahlenden Sterne, der Friede der Natur, unser rascher pulsirendes Blut und unsere erregteren Nerven hervorrufen; wenn der Tag das gewohnte prosaische Treiben der Menschen wieder aufdeckte, und die Thätigkeit des Geistes die Gefühlswelt des Herzens zurückdrängte — dann schämte sich Bruno seiner Schwäche und seiner läppischen Empfindsamkeit. Aber dennoch vermochte er den alten gewohnten Ton gegen Malfi nicht wieder zu finden, er war zaghaft und verlegen in ihrer Nähe, und mußte so, oft mit innerem Widerstreben, oft voller Schmerzen, voller Reue, oft mit nie gekannten beglückenden Gefühlen, die so häufig verspot-

tete, heilige unwiderstehliche Macht der Liebe anerkennen!

„Nimm Dich in Acht Malfi! nimm Dich in Acht!" rief Bruno besorgt, als er diese auf einem Spazierritte begleitete und das muthwillige Mädchen im raschen Gallop davon sprengte und einer kleinen Verzäunung zuflog, über welche das Pferd setzen mußte, um die dahinter liegende Wiese zu erreichen. „Es ist glatt Malfi! laß das Pferd nicht springen, es könnte stürzen!" die Antwort war ein rasches allerliebst klingendes Schnalzen der Zunge, und ehe es Bruno verhindern konnte, hatte die kühne Reiterin den gefährlichen Sprung glücklich vollbracht. Bruno, der sein Pferd früher parirt hatte, spornte dasselbe nun gleichfalls, war jedoch weniger glücklich. Er erreichte zwar auch die andere Seite der Hecke, hier glitt jedoch sein Pferd aus und stürzte. Schnell sprang es wieder auf, und da der Reiter noch am Boden lag, lief es davon, der ungewohnten Freiheit sich freuend.

„Bist Du verwundet?" fragte Malfi besorgt den sich aufrichtenden Bruno, „hast Du Dir weh gethan?"

„Nicht im mindesten, aber —"

„So will ich Dir dein Pferd wiederholen!" — und in rascher Carriere flog sie dem scheu geworde-

nen Thiere nach. Bruno folgte ärgerlich und zugleich besorgt. Bald kehrte Malsi, das leere Pferd am Zügel führend, zurück. Schon von Weitem ertönte ihr muthwilliges Gelächter.

„Hier, Herr Husarenlieutenant, hier ist Ihr Pferd! wollen Sie nicht wieder aufsteigen? oder ziehen Sie es vor zu Fuß zu gehen? Ich rathe dazu, es ist ein wildes Thier!“

„Spotte nur Malsi!“ erwiederte Bruno, nicht ohne Empfindlichkeit, „nur die Sorge um Dich war die Ursache meines Sturzes! es ist kein schöner Zug von Dir, daß Du mich deshalb verhöhnst!“

„Die Sorge um mich!“ lachte das unbefangne Mädchen, „wie Du doch Alles zu beschönigen verstehst. Du bist ein schlechter Reiter Bruno, wenn Ihr nicht besser reitet bei Eurem Regiment, dann ist's kein Wunder, daß Euch die Franzosen geschlagen haben!“

„Es ist wirklich schade, daß Du kein Husar geworden bist Malsi, Du könntest —“

„Nein! Nein! ein Husar möchte ich nicht sein, seitdem ich gesehen habe, wie schlecht ihre Offiziere

reiten! Wenn der Feind hinter einer kleinen Hecke steht, dann ist er vor Euch sicher, natürlich, Ihr müßt Euch in Acht nehmen! Reitet Egon auch so schlecht wie Du Bruno?"

„Ich habe mich in diesen Künsten nie mit ihm gemessen," erwiederte dieser fast barsch.

„Hu, jetzt werden der Herr Lieutenant unwirsch. — Du hast Dir doch wohl am Ende wehe gethan? lieber Bruno," fragte sie plötzlich mit veränderter Stimme und ihre großen glänzenden Augen blickten ihn theilnehmend und besorgt an.

„Und wenn ich es hätte," sagte Bruno, der wieder neben dem jungen Mädchen ritt, „Du würdest Dich darüber freuen Malsi, und so ist es besser, ich behalte meine Schmerzen für mich."

„Pfui Bruno, das war häßlich — nun will ich auch nie wieder mit Dir ausreiten!"

„So ist es Dir wirklich nicht gleichgültig Malsi, ob ich leide, oder ob es mir gut geht?" fuhr Bruno beredt fort, „nimmst Du Antheil an meinem Geschick? Kannst Du zittern bei dem Gedanken, daß ich im bevorstehenden Feldzuge verwundet, getödtet wer-

den könnte? Wäre es Dir vielleicht lieber, wenn ich nicht hinauszöge in den wilden Kampf, sondern hier bliebe, bei Dir, Dich schützte, Dein Schirm wäre, wenn die Gefahr nahte! o! welch ein beneidenswerthes Loos wäre dann das meinige! Sprich theure Malfi, ist dem so, bin ich Dir nicht ganz gleichgültig?" setzte er leidenschaftlich hinzu, indem er ihre Hand ergriff.

„Welch sonderbare Fragen!" erwiederte Malfi völlig unbefangen, indem sie ihre Hand der seinigen entzog, und den Hals ihres Pferdes klopfte. „Hast Du jemals geglaubt, es könnte mir gleichgültig sein, ob Du verwundet, oder gar getödtet würdest? Du mußt Dir wirklich ein eigenthümliches Bild von mir entworfen haben. — Kommt es Dir nicht vor, als ob meine Flora etwas lahmte? gib mal genau Acht! sieh! jetzt wieder!"

„Nein! nein! Malfi, sie lahmt nicht — ist das aber wohl eine Antwort auf meine Frage! thust Du das absichtlich? — Es hilft Dir nichts, Du liebes Mädchen, Du mußt mir Rede stehen, und sollst mir auf diese Weise nicht entkommen!"

„Liebes Mädchen?" lachte Malfi, „liebes Mädchen? ha! ha! ha! ha! Wollen wir wieder Ritter=

spiele spielen? erinnere mich nicht daran Bruno," setzte sie ernst hinzu, „denke an den armen Bebby!"

„Wer spricht von Ritterspielen Malsi; ich fragte Dich, ob es Dir lieber wäre, daß ich bei Dir bliebe zu Deinem Schutze, wenn es wieder Krieg gibt, oder ob ich abermals hinausziehen soll in die Schlacht, aus welcher ich vielleicht niemals wiederkehre!"

„Ach! Unkraut vergeht nicht," scherzte Malsi —" „aber wozu diese Frage, weiß ich doch, daß es nicht Dein Ernst ist, daß Du Egon gewiß nicht allein lassen wirst, wenn die Gefahr naht."

„Ich kann nur bei Egon oder bei Dir sein Malsi, Du hast meinen Schutz vielleicht, nein gewiß, nöthiger wie er, sprich, was ist Dir lieber, daß ich bleibe oder gehe?"

„Daß Du gehst Bruno, was solltest Du hier! Komm laß uns traben, es fängt an zu regnen." —

„Daß Du gehst Bruno, was solltest Du hier!" sprach dieser mehrmals leise vor sich hin, als er Malsi verlassen hatte, — „was solltest Du hier?" das ist, also das Resultat meiner Bemühungen! Sie schickt mich fort, es ist ihr lieber, wenn ich gehe, als wenn

ich bleibe! Sie versteht mich nicht, oder will mich nicht verstehen. Sie ist ein kluges intriguantes cocettes Ding, die mich am Narrenseile herumführt, und recht gut weiß was sie will. — — Nein! nein!' setzte er nach einiger Zeit sein Selbstgespräch fort, „nein, sie ist noch ein unerfahrnes Kind, sie versteht mich wirklich nicht! sie ist ein Engel an Reinheit und Unschuld, und hat noch keine Ahnung von der Liebe! Aber welche Seligkeit muß darin liegen, in dieses junge, unerfahrne, gefühlvolle Herz den ersten Funken zu werfen! wie bald werden die Flammen hoch auflodern! wie unendlich, wie heiß, mit welcher Selbstvergessenheit wird dieses Mädchen lieben! Aber ich muß der Glückliche sein; sie soll, sie muß mein werden und sollte ich mich ihretwegen dem Teufel verschreiben!"

„Hihihihi!" lachte es plötzlich hinter Bruno, der in seiner Aufregung zuletzt ganz laut gesprochen hatte.

Nicht ohne inneres Erbeben und Erschrecken wandte er sich, und vor ihm stand Wlarika, Spott und Hohn lag in ihren Zügen.

„Was schleichst Du mir nach und behorchst mich?" fuhr sie Bruno ergrimmt an. „Packe Dich, Du bist mir zuwider! Du ekelst mich an!"

„Hu, wie das sprudelt, das junge Blut!" besänftigte die Alte; „wenn ich auch nicht der Teufel bin, den Ihr eben zu Hülfe rieft, so kann Euch die alte Marika doch einen guten Rath geben, wie Ihr das Püppchen kirren könnt."

„Packe Dich, sage ich, habe ich Deinen Rath begehrt? ich mag mit Dir nichts gemein haben!"

„Nichts gemein haben? hihihihi! das kommt etwas spät," hohnlachte die Alte. — „Hab' ich's Euch nicht vorher gesagt, Ihr würdet Euch vergaffen in das glatte Ding, und Euer bischen Witz dann zu End' geh'n. So, wie Ihr's anfangt, werdet Ihr niemals an's Ziel kommen. Wenn das Mädel auch noch grad nicht so recht eigentlich weiß, was Ihr von ihr wollt, so versteht sie doch, daß Ihr in sie vernarrt seid. So etwas braucht man keinem Jüngferchen zu lehren, das bringen die Mädels schon mit auf die Welt."

„Sprich nicht so über Malfi!" fuhr Bruno zornig auf, „sprich mit mehr Achtung von ihr, wie es Dir zukommt, oder packe Dich zum Teufel!"

Die Alte schien diese etwas drastische Drohung ihres erzürnten Gefährten gar nicht zu beachten, denn sie fuhr in derselben Weise fort:

„Ihr schwenzelt um sie herum, thut süß und zimperlich, seufzt und habt nicht den Muth von der Leber weg zu reden. Das ist dummes Zeug, mein kluger junger Herr. Laßt das Mädel gehen, und macht Euch erst an die Alte, wenn Ihr da Hahn im Korbe seid, find't sich das andre von selbst. Gegen Malsi seid freundlich, aber kurz; laßt sie kommen! sie wird schon kommen! wär's auch nur, weil sie nichts bessres anzufangen weiß. Sieht sie, daß Euch die Fürstin gern hat, dann will sie von Euch auch gern gehabt sein; wenn sie sich nur erst an Euch gewöhnt hat. Dann laßt Ihr sie 'ne Zeit lang zappeln, und Ihr habt sie an der Angel, so fest, daß sie nicht wieder los kann, wenn sie auch noch so viel Sprünge macht! Sie ist auch noch zu jung," setzte sie widrig lächelnd hinzu, „wenn sie noch ein Jährchen hat, sieht sie Euch schon mit ganz andern Augen an! Folgt mir junger Herr, und's wird bald besser um Euch stehen."

Mit diesen Worten bog sie in einen Hohlweg ein, Bruno murmelte ihr eine Verwünschung nach und lenkte dann nachdenkend seine Schritte dem Schlosse zu.

Wir wollen es unentschieden lassen, welchen Eindruck der Rath des alten Zigeunerweibes auf den

jungen, von Natur zur Intrigue hinneigenden, jetzt aber zum ersten Male in den Fesseln einer Neigung liegenden Bruno gemacht hat, die sein ganzes Wesen vortheilhaft zu verändern schien.

Der Kampf seines Herzens mit seinem Verstande, seiner bessern Gefühle mit den Neigungen des Eigennutzes und der Sinnlichkeit, bot keine äußern Merkmale dar, aus welchen man hätte schließen können, wie heftig und wie lange er geführt worden wäre; es zeigte sich nur, daß Bruno wirklich bald ein anderes Benehmen, sowohl gegen die Fürstin, als gegen Malsi annahm. Während er mit der zartesten Aufmerksamkeit den Wünschen jener zuvorzukommen suchte, und sie mit fast kindlicher Hingebung zu verehren schien, bekümmerte er sich fast gar nicht um Malsi, und mied ihre Gesellschaft oft absichtlich. Seine Artigkeiten galten, war er in Gesellschaft Beider, nur der Fürstin, seine Rede war stets an sie gerichtet, und selten beantwortete er eine Frage Malsi's anders, als in dem belehrenden Ton eines ältern verständigeren Freundes.

Das Verhältniß dieser drei Personen gestaltete sich dadurch wesentlich anders. Die Fürstin, welche in der unermüdlichen, und wie es schien wahrhaften Ver-

ehrung, welche ihr Bruno zollte, einen, wenn auch unvollständigen Ersatz für den abwesenden Sohn zu finden glaubte, gewann wirklich eine Zuneigung zu dem Freunde ihres Egon, welche jenen sichtlich zu beglücken schien. Malsi dagegen war nach wie vor völlig unbefangen und gleichgültig gegen Bruno. In der ersten Zeit seines Aufenthalts hatte die Art und Weise seines Benehmens sie oft unangenehm berührt, und sie war ihm häufig ausgewichen; jetzt dagegen war sie gern in seiner Gesellschaft, und ermüdete nicht ihn durch unendlich viele Fragen über Gegenstände, welche für sie von Interesse waren, zu erfreuen. Denn obgleich Bruno in Beantwortung derselben wortkarg war, und sich den Anschein gab, als entspreche er nur den Wünschen der Fragenden, wenn er sich zu längern Erzählungen oder Erörterungen verstände, so konnte dem genaueren Beobachter doch das innerliche Vergnügen, welches er dabei genoß, nicht entgehen.

So verging der Winter ohne merkliche Veränderung. Bruno war wieder völlig heimisch in Greifenstein geworden, und man hatte sich sehr an ihn gewöhnt. Es schien die Gunst aller Bewohner, welche er sonst mit Egon getheilt, ja die sogar größten Theils diesem gehört hatte, auf ihn allein übergegangen zu sein. Es

erregte daher eine allgemeine Freude, als die Verlängerung des Urlaubs für ihn ankam. Sowohl die Fürstin als Malfi sahen darin einen Ersatz für die fortwährende Abwesenheit Egons, der, seinem Versprechen getreu, nicht eher zurückkehren wollte, als bis die Scharte gegen Frankreich wieder ausgewetzt sein würde.

Ende des ersten Theils.

Druck von J. Webel in Zeitz.

Vom See, Gustav

Egon Roman

Bd.: 1

Leipzig 1843

P.o.germ. 1427 fk-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120964-0
VD17 23:243027D